

BRENNPUNKT
SEELSORGE
BEITRÄGE ZUR BIBLISCHEN LEBENSBERATUNG

JANUAR - JULI • 1/2017 • NR. 170

OJC



WIE IM HIMMEL
LEBEN MIT DEM VATERUNSER

2	LIEBE MITCHRISTEN REBEKKA HAVEMANN
4	VERSÖHNUNG MIT DEM VATER RUDOLF M. J. BÖHM
8	SEIN NAME IST PROGRAMM ALFRED BURCHARTZ
11	FREUDE AUF DAS KOMMENDE JØRGEN GLENTHØJ
13	MUT ZUR REIFE URSULA SCHMIDT
17	SORGE NICHT – BETE! IRMELA HOFMANN
19	UND AM ENDE GANZ AM ENDE CORNELIA GEISTER
21	LASS ES FLIESSEN! GERHARD LOHFINK
25	WIR ÜBEN WIDERSTAND ANDREAS GEISTER
28	EINE FOLGENREICHE ENTSCHEIDUNG THOMAS GERTLER SJ
34	AUF DIE PERSPEKTIVE KOMMT ES AN HELMUT THIELICKE
38	TERMINE UND TAGUNGEN

**BRENNPUNKT
SEELSORGE**
BEITRÄGE ZUR BIBLISCHEN LEBENSBERATUNG

Redaktion: Rebekka Havemann (V.i.S.d.P), R. M. J. Böhm, Greifswald, Birte Undeutsch, Cornelia Geister, Írisz Sipos

Produktion/Layout: Martha Hummel mit B. Undeutsch, C. Geister, Í. Sipos

Bildnachweis: Titel: Michael von Aichberger / 500px

Verlag u. Vertrieb: Offensive Junger Christen – OJC e.V.
Pf. 1220, 64382 Reichelsheim, Tel.: 06164/9309-0, Fax: 06164/9309-30

Bestellung u. Adressänderung bitte an OJC-Adresse oder E-Mail: versand@ojc.de

Druck: Lautertal-Druck Bönsel GmbH

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung.
Brennpunkt Seelsorge erscheint 2 x pro Jahr und wird kostenfrei weitergegeben.

Zuschriften an den Herausgeber:
Rebekka Havemann, Burgstraße 30, 17489 Greifswald
Tel.: 03834/504160, Fax: 03834/504085, E-Mail: brennpunkt@ojc.de

Spendenkonto: Offensive Junger Christen, Volksbank Odenwald eG
BIC: GENODE51MIC; IBAN: DE04 5086 3513 0000 1095 50

Wichtig für Ihre Überweisung: Bitte geben Sie bei Ihrer Spende im Feld „Verwendungszweck“ Ihre Adresse oder Freundesnummer (siehe Adressaufkleber) an. Nur so können wir Ihre Spende eindeutig zuordnen und Ihnen die Zuwendungsbestätigung ausstellen. Danke!

Das Gebet
ist kein gelegentlich
anzuwendendes Mittel,
nicht ein letzter Ausweg dann und wann.
Es ist vielmehr ein fester Wohnsitz
für das Innerste der Person.
Alle Dinge haben eine Heimat:
Der Vogel hat ein Nest,
der Fuchs seinen Bau und
die Bienen ihren Stock.
Eine Seele ohne Gebet
ist eine Seele ohne Heimat.

Abraham Joshua Heschel

Herr, lehre uns beten.

Lukas 11,1

Liebe Mitchristen,

haben Sie ein Zuhause? Ein schönes, gemütliches, auf Sie zugeschnittenes Zuhause, in dem Sie sich wohlfühlen? Wenn ja, sind Sie zu beglückwünschen. Denn ein Zuhause, eine Heimat brauchen wir, damit Kinder aufwachsen und Gäste ein- und ausgehen können, Arbeiten erledigt, Feste gefeiert und freie Zeit gestaltet werden kann, damit Leben, Lieben und Leiden seinen Ort hat. Sich zu verorten ist ein Grundbedürfnis von uns Menschen.

In einer Zeit, in der es so viele Häuser und Eigenheime in unserem Land gibt, wie wohl nie zuvor, erleben sich doch viele Menschen als nicht beheimatet, als unbehaust. Vielleicht liegt es daran, dass sie das Beten verlernt haben oder noch schlimmer, dass es ihnen nie jemand gezeigt und mit ihnen eingeübt hat.

Jesus war ein großer Beter. Wie oft steht in der Bibel, dass er sich von der Menschenmenge, die ihn stets umgab, abseilte, um – meistens früh morgens – ungestört Zeit mit seinem Vater im

Himmel zu verbringen. Ob er da auch betete: Vater im Himmel, heilige deinen Namen, es komme dein Reich ... unser tägliches Brot gib uns heute...? Und dann ist er zurückgegangen zu der wartenden Menge, zu den Hungrigen und Kranken, den Unbehausten und Heimatlosen, um mit ihnen das Kostbarste zu teilen, was er hatte: seine Beziehung zum Vater.

Jesus war auch ein großartiger Lehrer. „Lehren heißt zeigen, was man liebt“ (Fulbert Steffensky). Jesus hat sich gezeigt, hat sich erkennbar gemacht für seine Schüler, lässt sie und uns sein Herz sehen, damit wir lernen können, was uns zum Leben hilft.

Jeder kann beten lernen, denn „Beten ist keine Kunst, es ist ein Handwerk“ (F. Steffensky).

Jesus war Handwerker – im doppelten Sinn – und noch heute buchstabieren wir die wenigen Worte, mit denen sein Gebet auskommt.

Zurück zum Haus: Wenn das Gebet die Heimat der Seele ist, dann ist das Vaterunser Jesu vielleicht so etwas wie die Eingangstür des Hauses, in dem unsere Seele und damit auch unser Leben zu Hause sein kann. Nun ist es selten so, dass man der Eingangstür eines vertrauten Hauses viel Aufmerksamkeit schenkt, obwohl oder gerade weil man sie so oft benutzt.

Mir geht es jedenfalls öfter so, dass ich in Gottesdienst oder Andacht schon bei der Hälfte des Vaterunsers angekommen bin, bevor ich überhaupt bewusst wahrnehme, dass ich es bete. Und dann ist es schon wieder vorbei und der Augenblick verflogen, in dem die „Eingangstür“ weit offen stand. Wie schade!

Der vorliegende „Brennpunkt Seelsorge“ ist eben dieser „Eingangstür“ gewidmet und soll dazu dienen, uns das Vaterunser von innen her in einigen seiner seelsorgerlichen Aspekte zu erschließen. Vielleicht kann er uns helfen, es bewusster und inniger zu beten.

Wir dürfen gewiss sein, dass unser Menschenbruder Jesus, der, an der Seite des Vaters sitzend, unsere Welt liebevoll ins Gebet nimmt, unser

stammelndes, unkonzentriertes, unbeholfenes Beten mitbetet und uns und jedem, der sich anstecken lässt, die Tür zum Vaterhaus weit öffnet.

In dieser Gewissheit wünsche ich Ihnen ermutigende und frohmachende Erfahrungen und grüße Sie mit dem ganzen Redaktionsteam herzlich

Rebekka Hawemann

Diesem BPS liegt ein Flyer bei, der etwas von unserem Leben hier in Greifswald zeigt. Ich lege ihn Ihnen ans Herz, denn wir brauchen Ihre Unterstützung im An-uns-Denken, Für-uns-Beten und Uns-etwas-Spenden, damit diese Zeitschrift weiterhin erscheinen und die Türen im „Haus der Hoffnung“ offen bleiben können für die, die anklopfen.

Vielen Dank!



RUDOLF M. J. BÖHM

VERSÖHNUNG MIT DEM VATER

WAS HEISST: UNSER VATER IM HIMMEL

Wohl kein anderes Gebet geht so oft über Menschenlippen wie das Vaterunser. Als die Jünger dem Geheimnis ihres Meisters auf die Spur kommen wollten, baten sie: *Herr, lehre uns beten* (Lk 11,1-4). Daraufhin schenkte Jesus den Jüngern das Vaterunser. Damals und heute wollte er seine Beziehung zum Vater nicht für sich behalten, sondern dass alle daran teilhaben. Er will, dass auch wir die Liebe Gottes erkennen und als Töchter und Söhne zu ihm *Abba, Vater*, sagen können.

DAS GEBET ZUM VATER

Das zärtlich vertrauensvolle Wort *Abba* – ähnlich unserem *Papa* – erklärt, was Jesus uns in seiner Menschwerdung von Gott offenbaren wollte: Gott, der seine Schöpfung unendlich übersteigt, ist uns unsagbar nahe. Ein frommer Jude damals hätte es kaum gewagt, sich so an Gott zu wenden. Auch keine andere Religion wagt es, Gott mit einem so vertrauten und liebevollen Namen anzureden: *Unser Vater im Himmel*. Jesus will, dass wir erkennen, dass wir Kinder Gottes sind. So sind wir nicht nur eingeladen, sondern berufen, in diese warme befreiende Beziehung mit dem Vater zu treten. Im Glauben dürfen wir Christen gewiss sein, dass jener geheimnisvolle Gott unser Vater ist. Somit ist das Vaterunser mit Recht das Hauptgebet der Christenheit. Dass wir zu Gott im Vater-Kind-Verhältnis stehen dürfen, ist einer der größten Schätze, den Jesus uns gebracht hat.

SCHATZ DER LIEBE GOTTES

Das Wort *Vater* ist heute umstritten wie kaum ein anderes. Manche haben mit dem Bekenntnis zu Gott als Vater Schwierigkeiten, weil sie meinen, so werde Gott zu einem männlichen Wesen gemacht und damit die patriarchalische Vorherrschaft des Mannes begründet. Doch wenn wir Christen von Gottvater sprechen, wird Gott nicht auf ein Geschlecht festgelegt, vielmehr wird damit sein





CC by-nc-nd Andra Putz

Wesen zum Ausdruck gebracht. Er ist weder Mann noch Frau – er ist Gott.

Durch die Erfahrung des Kindes mit seinen Eltern enthält das christliche Gottesbild natürlich auch weibliche Züge, die man mit dem Begriff des Fraulichen, des Mütterlichen verbindet (vgl. Jes 49,15; Jes 66,13; Dtn 32,18; Hos 13,8). Aber da Jesus Christus Gott als „Abba“ – „Vater“ anredete, sind Christen nicht autorisiert, zum Beispiel das „Vater unser“ durch ein „Mutter unser“ zu ersetzen. Lange bevor die feministische Theologie zu einer Modeströmung wurde, schrieb C. S. Lewis: „Das religiöse Leben eines Kindes, das man zu einer Mutter im Himmel zu beten gelehrt hat, würde sich radikal von dem eines christlichen Kindes unterscheiden.“

Die Liebe Gottes zu Israel wird mit der Liebe eines Vaters zu seinen Söhnen verglichen. Seine Liebe ist auch größer als die Liebe einer Mutter zu ihren Kindern. Gott liebt sein Volk sogar mehr als ein Bräutigam seine Braut. Diese Liebe wird über die schlimmsten Treulosigkeiten siegen; sie wird so weit gehen, dass sie selbst das Liebste hergibt: *Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab* (Joh 3,16).

Wie konnte es nun trotz dieser Offenbarung der grenzenlosen Liebe Gottes in seinem Sohn, Jesus Christus, der uns den Weg zum Vater eröffnet hat, zu so einer Entwertung der Vaterschaft in unserer westlichen Gesellschaft kommen? Auch unter uns Christen hat sich eine eigentümliche „Vatervergessenheit“ breit gemacht. Unsere Bilder von Vaterschaft sind weitgehend zu Karikaturen verkommen. Einerseits haben wir das Bild eines schrecklichen Gottes, der alles verbietet und dem gegenüber wir uns stets wie ertappte Kinder fühlen. Wir stellen uns einen Gott vor, der zornig wird, der straft, der sich rächt, der uns verachtet oder ignoriert. Ein anderes verunstaltetes Bild ist ein Vater, der zwar ganz nett ist, aber kraftlos, der

schwach und farblos ist, derart im Hintergrund, dass er eigentlich schon gar nicht mehr existiert. Jesus hat keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass die Herrschaft Gottes keinerlei despotische Züge hat. Als die Jünger sich um die ersten Posten im Reich Gottes streiten, stellt sich Jesus auf die Seite der Kleinen; er offenbart seine Größe im Dienen bis zur Hingabe des eigenen Lebens. (vgl. Mt 17,22-23; 18,1-5; Lk 9,43-48; Jes 53; Joh 12,44; 13,20).

DIE VATER-WUNDE

1963 erschien das berühmt gewordene Buch von Alexander Mitscherlich *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. Inzwischen sind über 50 Jahre vergangen. Wenn wir aufmerksam die Situation der Familie in unserer Gesellschaft betrachten, können wir feststellen, dass das Bild des Familienvaters nach und nach verblasst, ja teilweise verschwunden ist. Die Auflehnung gegen den Vater und gegen Gott, den Vater, hat verheerende Auswirkungen gehabt. Heute müssen sich viele Mütter alleine um ihre Kinder kümmern. Auch wenn viele Paare versuchen, das seelische Gleichgewicht ihrer Kinder zu schützen, indem sie sich in freundschaftlicher Weise trennen, muss man doch sehen, dass in den meisten Fällen tiefe Wunden entstehen. Die Vater-Wunde, der Mangel oder das Fehlen von Herausforderung und Bestätigung, ist meiner Beobachtung nach eine der häufigsten Verletzungen in der Familie. Das Kind braucht die Erfahrung, dass es gut und geliebt ist, durch den Vater oder durch jemandem, der diesen Platz einnimmt. Heute versucht man, den Unterschied zwischen Eltern und Kindern aufzuheben – diese Haltung hat unsere Kultur derart durchdrungen, dass viele Eltern es nicht mehr wagen, Autorität zu sein. Männer fürchten sich häufig davor, Verantwortung für eine Familie zu übernehmen und laufen ängstlich davon, wo sie gefragt sind, standzuhalten und Halt zu geben. Der moderne Mann ist gezwungen, sich quasi selbst zu erschaffen, aber letztendlich führt ihn das in die Einsamkeit, und er weiß nicht mehr, wer er ist. Im Judentum definiert sich jeder Mann durch die Beziehung zum Vater. Der Mann ist „Sohn von ...“ Man kann nicht sich selbst sein, wenn man sich nicht vorher von jemand anderem empfangen hat;

man kann nicht Vater oder Mutter sein, ohne vorher Sohn oder Tochter gewesen zu sein. In den jüdischen Schriften wird der Segen des Vaters eigens betont: *Der Segen des Vaters festigt die Wurzel* (Sir 3,9). Das hebräische Wort für Segen (*b'racha*) kommt vom Wort für „Knie“, d.h. man empfängt den Segen auf den Knien, indem man sich vor seinem Vater verneigt, der einem gute Worte sagt. Und diese Worte werden wirksam sein!

Anders gesagt: Das Leben kann nicht ohne väterlichen Segen gelingen, fehlt dieser, gelingt es oft nicht, sich Gott anzuvertrauen.

Das Fehlen oder das Versagen des irdischen Vaters erschwert den Glauben an einen himmlischen Vater, vermag ihn aber nicht zu verhindern. Man kann auch zu einem positiven Gottesbild finden, indem man den Großvater, andere Väter oder geistliche Väter als Abbild des göttlichen Vaters betrachtet. In meinem eigenen Leben war es ein Bauer, der in unserer Nachbarschaft seinen Hof hatte und mich wie ein eigenes Kind in sein Herz geschlossen hatte und wie ein liebender Vater zu mir war. Auch der Einfluss meiner Großmutter, die uns Kinder jeden Tag zum Gebet um sich versammelte und in all ihren Anliegen, Sorgen und Nöten kraftvoll mit lauter Stimme das Vaterunser betete. Dieses einfache Gebet war ganz erfüllt von der liebenden Gegenwart Gottes. Aus diesen beiden Zuflüssen hatte mein Herz intuitiv erfasst, wie ich mir den himmlischen Vater vorzustellen hatte. Mein eigener Vater war für mich wie ein Fremder, vor dem man sich stets in Acht nehmen musste. Bereits als Jugendlicher beschloss ich, später einmal ein ganz anderer, viel besserer Vater zu sein als er. Aus einer starken Sehnsucht nach einem guten Vater heraus malte ich mir aus, wie ein solcher zu sein hat. Als ich dann selber Vater wurde, eiferte ich diesem Idealbild leidenschaftlich nach. Unbewusst machte ich meinen Vater jedoch damit zu meinem Rivalen, dem ich beweisen wollte, dass ich der Bessere von uns beiden bin. Da ich meinen eigenen Vater als Despoten erlebt habe, wollte ich meinen eigenen Kindern im Übermaß die Freiheit geben, die mir bei meinem Vater so sehr gefehlt hatte. Später sagte mir unsere älteste Tochter, dass ich ihr zu viel Freiheit gelassen und sie nicht genug beschützt hätte.

Mir ist schmerzlich bewusst geworden, dass ich mit meiner Kontra-Haltung gegen meinen Vater nur neues Leid verursacht habe. Mit Hilfe meines geistlichen Begleiters begann ich einen Weg der Versöhnung mit meinem Vater, der sich über mehrere Jahre hinzog. Ich lernte neu zu sehen, dass ich unabhängig von meinem irdischen Vater von jeher Gottes geliebtes Kind war und immer bleiben werde.

SCHRITTE IN DIE VERSÖHNUNG MIT DEM VATER

Ich lernte Neues über meinen Vater zu denken und ihn zu achten:

- Mein Vater und meine Mutter sind der biologische Ursprung meiner Existenz; ihnen verdanke ich mein Leben. Und selbst wenn ich nicht wüsste, wer mein biologischer Vater ist, oder wenn ich ungewollt war, so weiß ich dennoch eines: Gott ist der Ursprung meiner Existenz. Mein himmlischer Vater hat mich gewollt.
- Auch wenn mein Vater nicht da war, als ich ihn gebraucht habe, so weiß ich doch: Gott, mein himmlischer Vater, ist immer für mich da und vergisst mich nicht.
- Mein Vater sollte mich immer beschützen. Und auch wenn er mich nicht vor Gefahren beschützte und mir vielleicht selbst eine Gefahr war, so weiß ich doch: Gott ist mein himmlischer Beschützer; in seinen Händen ist mein Leben geborgen.
- Mein Vater hat mich körperlich immer gut ernährt und dafür danke ich ihm. Auch wenn er meine Seele und meinen Geist nicht ernährt hat, so weiß ich doch: Gott gibt mir Nahrung zur rechten Zeit und führt mich an die Quelle des Lebens.
- Obwohl mein Vater mir keine Wegweisung und Wertevermittlung gegeben und mich mit seinen falschen Vorstellungen in die Irre geführt hat, so weiß ich doch: Gott führt mich und hilft mir, auf dem richtigen Weg zu gehen.
- Mein Vater hat mir einen Rufnamen gegeben, mit dem ich lange nicht glücklich war. Doch ich weiß: Gottes Name ist auf meine Stirn und in mein Herz geschrieben; und er wird mich einst bei meinem Namen rufen.
- Mein Vater hat mir nur das irdische Leben erschlossen, weil er, äußerlich betrachtet, stark im Diesseits verhaftet war. Dennoch haben mich

meine Sehnsucht und andere Menschen gelehrt: Gott existiert und er liebt mich; er hat mich erschaffen, damit ich ihn liebe und ihm diene.

VERLÄSSLICHE VERBUNDENHEIT

Auch der allerbeste irdische Vater kann nur einen blassen Schimmer dessen wiedergeben, was den göttlichen Vater ausmacht. Niemand ist Vater, so wie Gott Vater ist. Dennoch hat Vaterschaft ihren Ursprung in der Vaterschaft Gottes, denn wir sind nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, und der Mann ist das Abbild dieser Vaterschaft.

Ich halte es für die wichtigste Aufgabe des Vaters, für seine Familie einen Ort der Sicherheit und der Geborgenheit zu errichten. Der erste Pfeiler dafür ist eine stabile Ehe. Das unbedingte Ja zur ehelichen Bindung vor allen anderen (Beruf, Geld, Interessen, Freizeit, etc...) macht die Familie zu einem Geborgenheit schenkenden Ort für die Kinder. Die Einheit in der Ehe hat also Vorrang vor allem anderem. Bereits im Schöpfungsbericht wird gerade vom Mann die ‚Bindung‘ an seine Frau ausdrücklich angesprochen: *Darum verlässt ein Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch* (Gen 2,24). Daraus ergibt sich die Absolutheit der Treue „in guten und in bösen Tagen“ und das Stehen zu den Kindern auch dann, wenn sie etwas falsch gemacht haben oder schwierig sind. Dieser absolute Bindungswille wird so zum Fundament seiner Treue, die ihn in manchen Höhen und Tiefen fest bleiben lässt, gerade auch als Vorbild im Aushalten von Leiden. So gesehen legt der Vater in seiner Treue eine Souveränität inmitten des Auf und Ab des Lebens an den Tag.

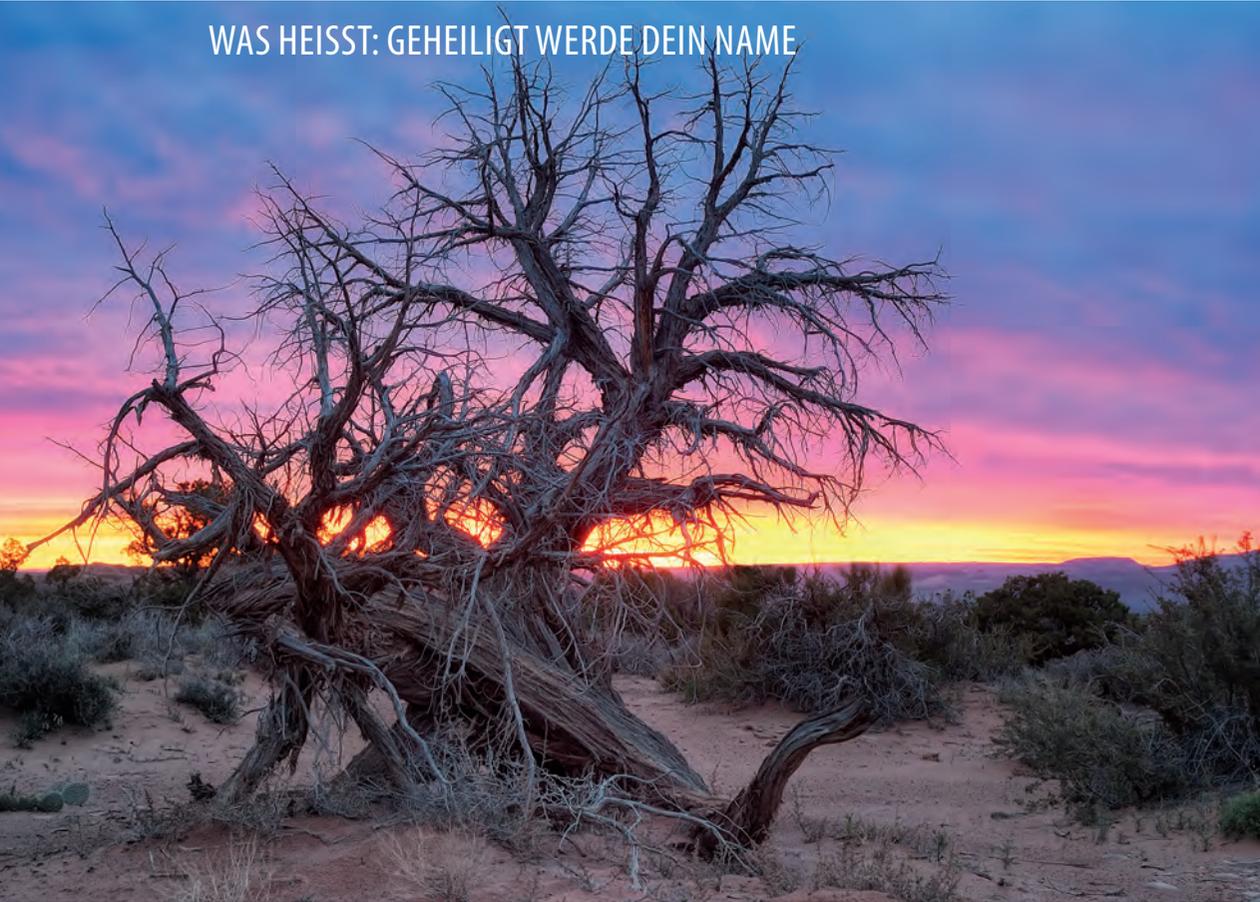
Verlieren wir niemals dieses Wissen, dass alle Vaterschaft von Gott kommt. Darum ist das letzte Kriterium für eine gute Vaterschaft, ob sie durchsichtig ist auf das Vatersein Gottes. Und dann ist es der Geist des Sohnes, den Gott in unser Herz gesandt hat, weil wir seine Söhne und Töchter sind, der in uns ruft und uns vertrauensvoll zu beten lehrt: *Abba, lieber Vater.*



Rudolf M. J. Böhm gehört zur OJC-Auspflanzung in Greifswald und ist dort in der Seminararbeit und als Seelsorger tätig.

SEIN NAME IST PROGRAMM

WAS HEISST: GEHEILIGT WERDE DEIN NAME



© Janusz Leszczynski

Im folgenden Text soll es um den jüdischen Hintergrund des Vaterunsers gehen. Das Vaterunser enthält sieben Bitten. Bei den ersten drei geht es um Gottes Wirklichkeit in unserem Leben, in unserer Gemeinde und in dieser Welt. In den folgenden vier Bitten geht es um die notvolle Wirklichkeit in unserem Leben und in dieser Welt.

Dieses Gebet ist das Leben und die Wirklichkeit der Gemeinde Gottes, die anbetend vor ihm steht. Aber dieses Gebet anerkennt auch die Wirklichkeit Gottes, der in seiner Gemeinde leben will. Beides ist in der ganzen Tiefe nicht auszuloten und in der Größe nicht zu ermessen – die Wirklichkeit Gottes und die seiner Gemeinde.

Allen Bitten voran steht als erstes: *Geheiligt werde dein Name*. Der Name Gottes wurde einst Mose in der Wüste offenbart. Dorthin war er geflohen, nachdem er zum Mörder geworden war. Schuld beladen erlebt er die Wirklichkeit Gottes am brennenden Busch. Vor dieser Wirklichkeit muss er die Schuhe ausziehen und niederfallen. Da offenbarte Gott seinen Namen: „Jahwe.“ Das will heißen: „Ich bin, der ich bin“, der ich ewig war, bin und ewig sein werde. Jahwe, der ewig Seiende, dein Gott.

Mit diesem Namen verbindet sich der Herrschaftsanspruch Gottes über Israel und sein Eigentumsrecht an Israel. Die jüdische Gemeinde weiß, dass der Name Gottes wie eine Last auf

Israel liegt, der man nie entrinnen kann. Wie viele Juden sind unter diesem Namen und seiner Heiligkeit in den Tod gegangen!

„Dein Name werde geheiligt“, das heißt, das Eigentumsrecht Gottes und seinen Herrschaftsanspruch über uns anzuerkennen, dass sein Wille geschehe in uns, bei uns und durch uns, dass sein Wille geschehe heute und morgen, dass sein Wille geschehe in meinen Leben und im Leben meiner Familie, dass sein Wille geschehe im Leben meines Volkes und in dieser Welt. Ja, das alles heißt: „Geheiligt werde dein Name.“

DER HEILIGE

Im Kaddischgebet, dem Schlussgebet am Ende des Gottesdienstes, das die Juden auch über Verstorbene sprechen, wird bei allem Schmerz dennoch Gottes Tun, sein Wille, anerkannt, auch wenn man ihn oft nicht verstehen kann. Da heißt es: „Erhoben und geheiligt werde sein großer Name in der Welt. Gerühmt, verherrlicht, gefeiert und gepriesen sei der Name des Heiligen, gelobt sei er. Darauf sprecht: Amen!“

Mit großer Zurückhaltung, mit Ehrfurcht und Scheu, auch mit Betroffenheit näherte sich die alttestamentliche Gottesgemeinde dem Tempel am Versöhnungstag, dem Jom Kippur. Dort durfte der Hohepriester – und das geschah nur ein einziges Mal im Jahr – den Namen Gottes über das Volk aussprechen und ihn somit auf das Volk legen: Jahwe. Kein Jude wird dieses Jahwe in den Mund nehmen, sondern immer in Ehrfurcht umschreiben mit Adonai, also Herr, oder mit Ewiger, Allmächtiger, Barmherziger oder ähnlichem. Geheiligt werde sein Name, denn „der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht“.

Mit dem Namen Gottes begegnet uns Gottes Wirklichkeit, die vor uns und über uns steht, seine Allmacht, seine Herrschaft – und auch sein Gericht, in dem ich verloren und dem Tod verfallen bin. Vor diesem Gott kann ich als einzelner nicht stehen und antworten, auch wenn es nur ein Stammeln wäre. Da brauche ich die Schwestern und Brüder in der Gemeinde neben mir, hinter

mir und vor mir: „Unser Vater!“ Auch wenn ich es allein und im stillen Kämmerlein spreche, so stehen sie doch alle mit mir zusammen vor Gott: Unser Vater! „Dein Name werde geheiligt.“

Gottes Zorn über meine Sünden ist sein Gericht. Dem kann ich nur entgehen, wenn er mir vergibt, wenn mir sein Erbarmen begegnet, wenn er auslöscht die Stunden und Tage, in denen ich seinen Namen nicht geheiligt habe. In der jüdischen Lehre heißt es: „Die Entheiligung des göttlichen Namens ist die schwerste aller Sünden.“ Oder noch schlimmer: „Keine Vergebung erlangt, auf dem die Schuld der Entheiligung des göttlichen Namens liegt.“

HEIL UND HEILIGUNG

„Geheiligt werde dein Name“ – durch mich! Auch an meinem Nächsten. Denn in ihm begegnet mir ein Mensch, den Gott wie mich nach seinem Vorbild geschaffen hat, ein Stück Gotteswirklichkeit, auch wenn sie noch so sehr verdunkelt wurde durch Sünde und Schuld. Und auch, wenn sich darin die Würde des Menschen verdunkelt, die Gotteswürde bleibt unberührt. Und deshalb stehen vor meiner Seele all die Missverhältnisse in meinem Leben; der Ärger, den ich anderen bereitet habe; der Zorn, der Streit, die Missgunst, die mangelnde Hilfsbereitschaft und auch die vielen Lügen. Wie kann ich da vor Gott treten und sagen: „Ich habe deinen Namen heilig gehalten in meinem Leben?“ Da kann ich doch nur noch stammeln: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Und der andere, dem ich mich verweigere, weil er Unrecht an mir getan hat, wenn darüber Enttäuschung und Schmerz tief sitzen und ich davon nicht mehr frei werde? „Dein Name werde geheiligt: Darum vergib uns unsere Schuld!“ Im griechischen Text des Neuen Testaments heißt es an dieser Stelle: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben haben“ – also wie wir es bereits taten. Schuld ausräumen im gegenseitigen Vergeben, das heißt Gottes Namen heiligen. Das ist wie Gottes Wort, das tägliche Brot, von dem wir leben, von dem die Gemeinde Gottes lebt! Denn Vergebung schafft Heil und Heilung,

Vergeltung aber lässt hassen. „Dein Name werde geheiligt.“ Davon lebt unsere Seele, wie unser Leib von der täglichen Nahrung lebt, die wir für uns und unseren Nächsten empfangen, was wir leicht vergessen: „*Unser tägliches Brot gib uns heute*“ – *unser tägliches Brot*.

UNSERE REALITÄT

Es gehört zum Willen Gottes, dass das Böse in uns und um uns überwunden wird. Nur so regiert die Gottesherrschaft, geschieht Reich Gottes, nicht nur im Himmel, sondern unter uns auf Erden, in seiner Gemeinde. Durch sie wird Gott der *melech ha olam*, der König der Welt. Und wir bitten damit auch, dass einmal die Königsherrschaft Gottes die ganze Erde, die Welt, den Kosmos füllen wird und dass dann für immer sein Reich Wirklichkeit ist. Aber das beginnt jeden Tag, das fängt hier und heute an: „Geheiligt werde dein Name! Dein Reich komme!“

Jesus hat gewusst, dass seine Gemeinde nicht aus Übermenschen oder Engeln besteht. Er kannte die Versuchlichkeit des Menschen, seine Verführbarkeit, seine Ohnmacht gegenüber dem Bösen, seine Täuschungen und Selbsttäuschungen, in denen er glaubt, ohne Gottes Wort und gegen seinen Willen entscheiden, handeln und leben zu können. Wie könnte ein Jünger da bestehen – auch in den Anfechtungen, Irrungen, Zweifeln und Ungewissheiten –, wenn ihm nicht beigestanden wird, wenn er allein der Macht des Bösen ausgeliefert ist? Darum: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Gewiss, die Gemeinschaft der Glaubenden gibt Halt, richtet Strauchelnde und Fallende wieder auf, hält Herzen und Hände frei. Aber doch nur deshalb, weil die Gemeinde ausgerichtet ist auf den Einen, der in ihrer Mitte steht und jedem zur Seite stehen will, dessen Hände nicht loslassen wollen, dem wir uns jeden Morgen neu anvertrauen dürfen: „Führe uns und leite uns in deinem Geist, durch diesen Tag, durch die kommende Woche.“

EINEM GELINGT ES

„Dein Name werde geheiligt“ – keiner hat diese Bitte so verwirklicht wie Jesus Christus, und das tat er um unseretwillen. Heiligung und Heil, wir erfahren es durch den Namen Jesu, *Jeschua ha Maschiach*, Jesus Christus. Das heißt doch, der Messias, der König Gottes, der Christus Gottes ist unsere Hilfe. Jeschua – Gott hilft! In Jesus begegnet uns die ganze Güte und Liebe Gottes. Was Gott von uns Menschen will, was er von Israel gefordert hat: die Hingabe an seinen Willen und ein Leben unter ihm – das führt er uns mit Jesu Leiden und Sterben vor Augen. Hier geschieht die Öffnung des letzten Geheimnisses im Namen Gottes: „Ich bin Jahwe, dein Gott, ich bin dein.“ Diese Liebeserklärung beinhaltet die Hingabe der Güte und Liebe Gottes an uns. So wird die Dornenkrone das Zeichen der Königsherrschaft, der Liebe Gottes, verbunden mit seinem Schmerz über diese Welt, über seine Schöpfung, über seine Menschen, die er auch im Gericht nicht aufgeben will. Die Heiligung seines Namens – in Jesus vollbringt er sie selbst!

Wie können wir da abseits stehen und gleichgültig bleiben? Jeschua ha Maschiach: Gott ist Hilfe! „Vater unser, geheiligt werde dein Name!“ Darum: Gelobt sei Gott, der mein Gebet nicht verwirft und seine Güte nicht von mir wendet. Geheiligt bleibe dein Name!

Aus: Israels Feste, Was Christen davon wissen sollten, Neukirchner Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn, 7. Auflage 2013



Alfred Burchartz (1923-2009), Theologe und Religionspädagoge in der Württembergischen Landeskirche, diente seit 1964 unter Juden und jüdischen Christen (messianischen Juden). Mitbegründer des Evangeliumsdienst für Israel.



© shironosov / istockphoto

JØRGEN GLENTHØJ

FREUDE AUF DAS KOMMENDE

WAS HEISST: DEIN REICH KOMME

In der zweiten Bitte: „Dein Reich komme“ ist es das Ziel des ewigen Vaterherzens, das die Bitte bestimmt und gestaltet. Hier eilt die Sehnsucht des Sohnesherzens zum Ziel voran, auf das der Vater selbst zielt, auf die Vollendung des Reiches Gottes. „Errichte das Reich“, wäre auch zu übersetzen. „Hier spricht das Verlangen des Staubes, mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische beim Freudenmahl im Himmelreich zu sitzen, nachdem sämtliche Mächte der Bosheit gefesselt und gebunden und in die äußerste Finsternis hinausgeworfen sind. Die Ehre Gottes und die Seligkeit der Menschen – das ist der Zweiklang in 1. Kor 15. Da wird vom Sieg und vom sonnigen Reich gesprochen, aber der höchste Gedanke ist: Gott alles in allem.“

So fasst Professor Anton Fridrichsen den Inhalt der ersten und zweiten Bitte des Vaterunser zusammen. „Vater, errichte dein Reich“, so muss man übersetzen, denn Gott allein vermag die

Mächte der Bosheit zu fesseln und zu binden und in die äußerste Finsternis hinauszuerwerfen, um alles in allem zu werden.

DAS GROSSE ZIEL

In dieser Hoffnung lebte Jesus und diese große Hoffnung hat Jesus verkündigt. Um dieses großen Zieles willen hat er den Widerspruch von allen Seiten, das Leiden und den Tod erduldet. In derselben Weise macht das Widersprechen, das Leiden und die Todesgefahr diese Bitte im Sohnesherzen jedes Christenmenschen lebendig. Nicht als Ausdruck der Neigung zur Fahnenflucht, sondern als Ausdruck für das Sehnen des Staubes, die bösen Tage verkürzt zu sehen. Denn auch diese Bitte: *Vater, errichte dein Reich* ist eine echte Bitte. Es ist in dieser Bitte ein Zittern, dass kein Mensch die Kosten der bösen Tage sonst durchhalten würde. Es ist aber auch in dieser Bitte eine Vorfreude. Sie hat ja die Zusage Jesu, dass sie bei Gott erhört

wird. Wenn diese Gewissheit gestärkt wird, wird die Geduld wachsen. Nicht umsonst nennt der Apostel Paulus den Vater *Gott der Geduld und des Trostes* (Röm 15,5). Wir können daher diese Bitte „die Bitte der Geduld“ nennen, oder vielleicht noch besser: „die Bitte der Vorfreude“, das heißt: des Trostes.

Die Geduld und die Vorfreude sind die ersten Anzeichen, dass das Reich Gottes nahegekommen ist. Gewiss ist das Ziel des Vaters damit noch nicht erreicht. In Dietrich Bonhoeffers Briefen aus dem Gefängnis findet sich folgende Stelle: Das Reich Gottes ist „ein Reich, stärker als der Krieg und die Gefahr, ein Reich der Macht und Gewalt, nicht ein Reich des Herzens, sondern über die Erde und alle Welt, nicht vergänglich, sondern ewig, ein Reich, das sich seinen Weg schafft und sich Menschen ruft, die ihm den Weg bereiten, ein Reich, für das sich der Einsatz des Lebens lohnt.“ (Widerstand und Ergebung, Berlin-Tegel, 21.5.1944)

Haben wir uns unter „Reich Gottes“ etwas ähnliches vorgestellt wie Bonhoeffer es beschreibt? Wahrscheinlich nicht, denn die Botschaft von einem solchen Reich ist weithin in der Christenheit unbekannt. Was wir landläufig unter der frohen Botschaft, unter „Evangelium“ verstehen, ist bestimmt nicht ein Reich der Macht und Gewalt, sondern gerade das Gegenteil, nämlich ein Reich des Herzens, ein Reich der Innerlichkeit, des inneren Friedens und Seelentrostes. Und freilich ist Frieden und Trost der Seele für uns nötig und in der Frohen Botschaft Christi mit eingeschlossen.

DER DRINGENDE RUF

Aber das Heil Jesu Christi ist umfassender, das, was er verkündigte, was er lebte und litt und was sein Sieg erstritten hat, zielt auf ein Weiteres, Größeres hin, das im Psalm 2 so ausgesprochen ist: *Ich, Gott, habe meinen König eingesetzt auf Zion. Er ist mein Sohn, und ich werde ihm die Völker der Erde zum Erbe geben und die ganze Welt zum Eigentum.* Mit dieser Botschaft von der Herrschaft

Gottes durch seinen Sohn über den ganzen Kosmos, und also auch über die ganze Erde, ist Jesus Christus zu uns gekommen. Sein Ruf heißt: *Kehrt euch ab von eurem Untertansein unter falsche Götter und Herren, darin ihr versklavt seid, unterdrückt von Mächten, die sich gegen Gott empören, und wendet euch dem wahren Gott zu und seiner befreienden Herrschaft.*

Die Botschaft Jesu Christi heißt „Reich Gottes“, oder nach dem Urtext „Königsherrschaft Gottes“. Gemeint ist damit eine Herrschaft, die mit dem König dieses Reiches, den Gott eingesetzt hat, beginnt, die ihren ersten Stützpunkt gewinnt in der Gemeinde derer, die gerufen sind und sich sammeln lassen unter die Herrschaft dieses Königs, eine Herrschaft also, die sich mit einzelnen gewonnenen Seelen nicht zufrieden gibt, sondern weiter ausgreift, bis sie die ganze Welt umfasst.

Dieser von Gott eingesetzte König, Jesus Christus, herrscht und wird so lange herrschen, bis alles, was Gott noch feindlich im Wege steht, von ihm besiegt ist. Dann aber, wenn ihm alles unterworfen sein wird, dann wird auch der Sohn selbst sich dem Vater unterwerfen, damit Gott sei alles in allem (vgl. 1.Kor 15, 4-27).

In dieser großen Hoffnung hat die zweite Bitte des „Vater unser“ ihre Quelle. Daher ist sie in der christlichen Gemeinde vom Loblied über die Herrlichkeit dieses Reiches von dessen erstem keimenden Anfang bis zur Vollendung begleitet:

**Dann ist das Reich voll offenbar,
als Gegenwart zur Stelle:**

**Ein ewigwährend gülden Jahr
mit Recht und Fried und Helle.**

N.F.S. Grundtvig - W. Görnandt



Jörgen Glenthøj (1922-1996), lutherischer Pfarrer in Dänemark und Bonhoeffer-Forscher (Mitherausgeber der Bonhoeffer-Gesamtausgabe), war Freund und Lehrer der OJC-Gemeinschaft.

URSULA SCHMIDT

MUT ZUR REIFE

WAS HEISST: DEIN WILLE GESCHEHE



Cc by-nd 2.0 Roman Catholic Archdiocese of Boston

Die Bibel redet oft von Gott als dem Vater oder verwendet andere Bilder von Familie: Gott tröstet uns wie eine Mutter, wir sind seine Kinder, die Mitchristen unsere Geschwister. Aber was heißt Kind Gottes sein für Erwachsene? Besonders in den Anfangszeiten des Glaubens ist die Beziehung zu Gott wie die eines kleinen Kindes zu seinem Vater. Nicht gelegte Fundamente müssen gebaut werden und wir dürfen die Liebe nachholen, die uns als Kind gefehlt hat. Es gibt auch Zeiten in unserem Glaubensleben, in denen wir zu Gott stehen wie Teenager zu ihren Eltern, mit der gleichen Ambivalenz von „ich will was von dir“ und „lass mich in Ruhe“. Es gibt sogar Zeiten, in denen wir für unsere innere Heilung die Erlaubnis zur Rebellion gegen Gott haben. Aber da wollen wir nicht stehen bleiben. Wir möchten eine Beziehung zu Gott entwickeln, so wie ein erwachsener Mensch sie zum respektierten und geliebten Vater hat. Diese Beziehung ist gekennzeichnet durch Zusammenarbeit.

GOTT, DER VATER

Als Gott Abraham über seine Pläne mit Sodom und Gomorrha informiert, stellt Abraham sich hin, schaut Gott an und sagt: Lass es uns anders machen. Und Gott lässt sich darauf ein. Gott wünscht und unterstützt, dass ich selber denke, ihm Vorschläge mache, selbstständig vor ihm stehe. Paulus schreibt im 1. Korintherbrief: *Wisst ihr nicht, dass die Heiligen die Welt richten werden. Wenn nun die Welt von euch gerichtet werden soll, seid ihr dann nicht gut genug, geringe Sachen zu richten? Wisst ihr nicht, dass wir über Engel richten werden? Wie viel mehr über Dinge des täglichen Lebens* (1.Kor 6,2-3).

Wir müssen lernen, solche Verantwortung zu übernehmen. In der neuen Welt Gottes werden wir diese Fähigkeit brauchen und wir werden sie nicht mit einem Schlag haben, sondern sie soll schon hier eingeübt werden und wachsen. Deswegen sucht und sieht Gott mich als Partner seines Wirkens in dieser Welt. Gott könnte es sich ja leichter machen, er könnte den Menschen

Visionen und Träume geben und ein paar Wunder tun, das wäre doch viel effektiver. Aber er hat sich anders entschieden.

Pfarrer Wolfgang Bittner, Beauftragter für Spiritualität in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, hat die verhängnisvolle Tendenz beobachtet, von Gott als dem Vater und uns als den Kindern zu erzählen, als ob Gott bloß Freude an Kleinkindern habe. Aber ein Vater, der sich nur an kleinen Kindern freuen kann, hat Schwierigkeiten, wenn ihm reife Söhne und Töchter gegenüber treten. Der Gott der Bibel aber wünscht sich erwachsene Töchter und Söhne.¹

Gott hat nicht einen Willen, den wir für jeden Wegabschnitt von ihm erfragen müssten. Als reifer Vater fragt er uns, was wir eigentlich möchten, welche eigenen Ideen wir haben. Wir übernehmen Verantwortung für unser Leben und für unseren Glauben. Dazu gehört auch, dass wir selbst für geistliche Nahrung sorgen und unser Wachstum nicht auf andere abwälzen. Wir sind herausgefordert, Gott täglich in unseren Herzen nahe zu kommen, und nicht darauf zu warten, dass wir als Konsumenten in mitreißenden Gottesdiensten oder Veranstaltungen mit Gottesbegegnung „gefüttert“ werden.

Es gibt Christen, die Eventhopping praktizieren. Von einer christlichen Konferenz zum Lobpreisgottesdienst und dann zum nächsten geistlichen Seminar. Das kann inspirierend sein, aber auf Dauer wird es ein Leben von geborgten Glaubenserfahrungen. Was die anderen erfahren und erzählen, borge ich mir, weil in meinem Leben nicht genügend eigenes geistliches Leben da ist. Das ist billiger, aber nicht die Haltung eines erwachsenen Kindes.

Zum Erwachsenwerden gehört die Fähigkeit, von sich selbst wegzuschauen, sich selbstlos einzusetzen für eine größere Sache. *Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient. Seid so unter euch gesinnt, wie es der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht: Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich (Phil 2,4-7).*

Loslassen und verschenken können ist die Haltung, zu der Paulus uns auffordert. Mich zu

investieren, in die Gemeinde oder die Gemeinschaft, so wie Jesus sich selber verschenkt hat, ohne etwas zurück zu erwarten, das ist eine große Herausforderung. Weil ich reich beschenkt worden bin, mich Gott hingeben aus Liebe zu ihm, nicht, damit er mich segnet, sondern weil ich ihn liebe, ihn als Person. Nicht, weil er etwas für mich tut, sondern weil er Gott ist.

Wenn wir in einer kindlichen Beziehung zu Gott stecken bleiben, dann verfestigt sich ein egozentrischer Wellness-Glaube, bei dem es nur um mein Bedürfnis, meine geistlichen Erwartungen, meine Wünsche geht. Gott ist dafür zuständig, dass es mir gut geht, aber er darf ja nichts von mir fordern, weil mich das schon wieder unter Leistungsdruck setzt. Ich bin doch der Mittelpunkt meines Lebens und es geht doch um mich und meine Erbauung, allein mein Wille zählt.

GOTT, DER KÖNIG

Die Bildwelt der Familie ist ein Teil des Redens von Gott, aber es gibt in der Bibel eine zweite Bildwelt, die Königreich-Seite. Gott wird als König dargestellt, der sein Reich baut, der Herrscher, der absolute Souverän. Er fragt Hiob: *Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sage mir's, wenn du so klug bist!* (Hiob 38,4). In diesem bewegenden Kapitel wird die Größe der Schöpfung ausgemalt, und Gott wird uns gezeigt als König des Himmels, vor dem sich alle und alles wird beugen müssen. *Ich bin der HERR, und sonst keiner mehr, kein Gott ist außer mir* (Jes 45,5). Die Bibel zeigt uns Gott als den Ehrfurcht gebietenden Herrn der Herren, der in seiner Macht unbegrenzt ist.

So ist Gott trotz aller seiner Liebe und Nahbarkeit, trotz seiner Vaterschaft, die uns zutiefst gilt, kein Kuschelgott, kein Taschengott, den ich einfach handhaben könnte. Er ist ein Gott, der erwartet, dass wir ihm gehören. Er ist der Schöpfer, der zu Recht Anspruch erhebt auf mein Leben. Menschen können sich diesem Anspruch verweigern, aber diese Option verneint das Leben. Die einzige auf lange Sicht tragfähige Antwort ist: Von Rechts wegen gehöre ich dir, dir gehört mein Leben.

Paulus sagt: *Keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn*

(Röm 14, 7ff). Dass Gott mir die Freiheit gegeben hat, mich gegen ihn zu entscheiden, ist ein Zeichen seiner Souveränität. Es ist nicht ein Zeichen meiner Souveränität. So sehr wir in einer Hinsicht Gottes Partner sind, deren Mitarbeit er sucht, so wahr ist es auch, dass er nicht zu unserer beliebigen Verfügung steht, wenn wir ihn zu brauchen meinen. Gott erwartet, dass wir ihm zu seiner Verfügung stehen.

Heiligung ist Teil eines erwachsenen Glaubens. Denn Gott ist der Heilige und in seine Nähe kann nur kommen, wer bereit ist, seinen Willen zur obersten Priorität zu machen. *Jagt dem Frieden nach mit jedermann und der Heiligung, ohne die niemand den Herrn sehen wird* (Hebr 12,14). Auflehnung gegen Gott ist eine Auflehnung gegen die Quelle meines Lebens. Ich kann mich von ihm abwenden, aber über kurz oder lang schneide ich mich damit von der Quelle meines Lebens ab. Das bleibt nicht folgenlos. Gott erwartet, dass ich ihm gehorche, er ist und hat die entsprechende Autorität. Zu der Frau, der Ehebrecherin, die vor ihm gebracht wird, und die er nicht verurteilt, sagt er: *Geh hin und sündige hinfort nicht mehr* (Joh 8,11). Es reicht nicht, dass wir Vergebung empfangen und dann weiterleben, wie bisher. Wer sagt: Ich habe ihn erkannt, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in dem ist die Wahrheit nicht (vgl. 1.Joh 2,4). In Gal 5,20ff beschreibt Paulus eine ganze Reihe von Sünden und sagt dann: *Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben* (Gal 5,21). Er nennt Unzucht und Götzendienst, Saufen, Fressen und dergleichen – prima, das mache ich nicht. Dann nennt er aber auch: Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht, Spaltungen, Neid – und da wird es peinlich für mich...

GOTTES WILLE FÜR MICH

Wie vereinbare ich das mit der Gnade Gottes? Gnade gibt es nur dort, wo die Sünde ernst genommen wird. Vergebung gibt es nur für Schuld. Es gibt keine Vergebung für „dumm gelaufen“ oder für „komm, machen doch alle“ oder für „keiner ist perfekt“. Sünde heißt: Ich habe etwas kaputt gemacht und ich kann es nicht aus eigener Kraft wiederherstellen. Selbst eine anscheinend kleine Sache zeigt ein Muster in meinem Leben,

das die Beziehung zwischen mir und Gott oder zwischen mir und den Mitmenschen kaputt macht.

Jesus sagt: *Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter* (Mt 12, 50). Im Vaterunser proklamieren wir: *Dein Wille geschehe*. Zum Glauben kommen ist biblisch gesehen ein Herrschaftswechsel. Ich komme unter einen neuen Herrn. Vielleicht unterstand ich vorher anderen Herren, vielleicht war ich mein eigener Herr. Jetzt übergebe ich mein Leben Gott als Herrn. Für manche fühlt sich das an wie eine Kapitulation in einem Kampf. Ich gebe dieses Ringen mit Gott auf und öffne die Türen meines Lebens für ihn, ich gebe mich ihm vorbehaltlos hin. Ich strecke die Waffen und bitte Gott, die Mauern in meinem Herzen abzubauen. Weil ich weiß, dass es keine andere letztlich lohnende Existenz gibt.

Dieser Schritt muss immer wieder im Alltag bestätigt werden. Ich entdecke mit der Zeit immer neue Bereiche, die ich bisher vor Gott verschlossen oder vor ihm zurückgehalten habe. Nach und nach geht es in die Tiefe. In manchen Situationen habe ich dann Angst vor dem, was Gott wollen könnte, wenn ich mich ihm ganz hingebende, und ich schaffe es nicht, alle Türen meines Herzens für Gott zu öffnen. Dann bleibt mir nur zu sagen: „Herr, verändere mein Herz. Ich gebe dir die Erlaubnis, mich Schritt für Schritt dahin zu führen, wo du mich haben willst. Ich gebe dir die Erlaubnis, mich Schritt für Schritt aus dieser Angst zu führen, du könntest etwas wollen, was ich nicht will.“ Aber es gibt auch Situationen, in denen ich vor dieser Kapitulation vor Gott zurückschrecke und sage: „Gott, ich will, dass du tust, was ich will.“ Dann kommt es zu einem endlosen Ringen, dem Versuch, ihn mit geistlichen Techniken, mit Gebet oder Fasten, dahin zu bringen, dass er tut, was ich mir wünsche. Aber Gott lässt sich seinen Arm nicht biegen. Die Frucht dieses Ringens ist dann Bitterkeit und Vorwürfe gegen Gott; es verhindert geistliches Wachstum. Weil ich ihm nicht vertraue, bleibe ich ruhelos, heimatlos.

VERTRAUEN IST ENTSCHEIDUNGSSACHE

Nur wenn wir Gott vertrauen, können wir diesen Herrschaftswechsel vollziehen. Wir haben alle irgendwo Angst, Angst vor dem Tod, Angst um

unseren Wohlstand, Angst um unsere Gesundheit, Angst um unsere Liebsten, Angst, dass unser Leben sinnlos sein könnte. Gott trotz dieser Angst zu vertrauen, heißt nicht anzunehmen, dass uns nichts Schlimmes passiert, sondern es heißt zu wissen, dass das Schlimme nicht das letzte Wort haben wird. Gott ist stärker als alles Böse. *Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll* (Röm 8,18). Oder: *Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Rat-schluss berufen sind* (Röm 8,28). Vertrauen auf Gott heißt: Letztlich wird er Sieger sein. Teilweise erleben wir das schon hier: Wir werden aus einer schwierigen Situation befreit, können etwas durchstehen, bekommen Heilung geschenkt. Aber an manchen Punkten werden wir sein Siegersein erst in der neuen Welt Gottes erleben. Vertrauen heißt: „Gott, ich weiß, dass du mein Leben im tiefsten Sinn entfallest. Keiner kann es besser als du. Was du mir zumutest, wird, wenn ich es annehme, zum Wachstum und zur Reife dienen. Deine Pläne sind das Allerbeste für mich, du siehst weiter als ich sehen kann, ich vertraue mich dir an. Ich glaube, dass du mich mehr liebst, als ich mich liebe.“

Wenn wir als Glaubende gleichzeitig Gott immer wieder misstrauen, dann ist das Sünde. Sünde deswegen, weil mir Gott seine Vertrauenswürdigkeit nicht erst beweisen muss; diesen Beweis hat er am Kreuz bereits unüberbietbar erbracht. Weitere Beweise zu fordern, ist zumindest einem erwachsenen Glauben nicht mehr angemessen. Deswegen entscheiden wir uns immer wieder mit Gottes Hilfe, ihm zu vertrauen. Wir wenden uns von unserem Misstrauen und von unserer Angst ab und zur Liebe und zum Vertrauen hin.

REIFER GLAUBE

Reifer Glaube hält diese Balance: Gott ist unser Vater *und* er ist Herr der Schöpfung. Er ist der, der mich liebt und trägt wie ein Vater sein kleines Kind. Er ist der, der mich zur Mitarbeit an seinem Reich befähigt und meine Eigenverantwortung sucht. Er ist auch der, vor dessen Größe unsere Demut die einzige

angemessene Haltung ist; er ist der, dem ich mein Leben verdanke und von dem ich nichts zu fordern habe.

Reifer Glaube hält die Balance: Jesus ist mein Bruder und Freund *und* er ist der König der Könige. Er ist Mensch wie ich, nahe, zugänglich, er versteht meine Gefühle, meine Schwachheit. Aber er ist auch der König, dem absoluter Gehorsam zu-steht. Vor seinem Willen will ich kapitulieren und sagen: „Dein Wille geschehe“.

Reifer Glaube hält die Balance, dass der Heilige Geist der Tröster ist *und* der Heilige. Der, der in mir lebt, der mich heilt, der mir Gaben gibt, der Wunder tut; aber auch der, der durch Sünde abgestoßen wird, wie sich gleichpolige Magnete abstoßen. Heiligung ist keine Option, die ich nach Belieben wählen oder lassen kann, sondern die einzig angemessene Beziehung zu ihm. Er steht nicht zu meiner Verfügung, sondern er will mich ganz und gar in Besitz nehmen. Für einen reifen Glauben ist es nötig, immer beide Seiten in Balance zu halten.

Machen wir uns auf, diese verschiedenen Seiten Gottes immer besser kennenzulernen!

Es ist mein Gebet, dass Christus aufgrund des Glaubens in euren Herzen wohnt und dass euer Leben in der Liebe verwurzelt und auf das Fundament der Liebe gegründet ist. Das wird euch dazu befähigen, zusammen mit allen anderen, die zu Gottes heiligem Volk gehören, die Liebe Christi in allen ihren Dimensionen zu erfassen – in ihrer Breite, in ihrer Länge, in ihrer Höhe und in ihrer Tiefe. Ja, ich bete darum, dass ihr seine Liebe versteht, die doch weit über alles Verstehen hinausreicht, und dass ihr auf diese Weise mehr und mehr mit der ganzen Fülle des Lebens erfüllt werdet, das bei Gott zu finden ist (Eph 3,17-19 NGÜ).

Anmerkung:

1 Wolfgang J. Bittner, Biografie, S.8; Download der PDF auf der Webseite des Autors <http://bit.ly/1pykAI5>; abgerufen am 23.2.2016.



Ursula Schmidt, Theologin. Sie und ihr Mann Manfred halten Seminare, Vorträge und Schulungen in Gemeinden und Kirchen unterschiedlichster Prägung. Mehr im Buch: Die Größere Perspektive: Vom Abenteuer geistlicher Reife, GGE-Verlag 2016 und unter: www.axis-web.de

IRMELA HOFMANN

SORGE NICHT – BETE!

WAS HEISST:
UNSER TÄGLICHES BROT
GIB UNS HEUTE



Cc by-nd-sa Eric Baker

In der Begleitung von Menschen auf ihrem Glaubensweg habe ich mehr Glauben unter Sorgen ersticken sehen als unter Verstößen gegen die zehn Gebote.

Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Sehe die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? (Mt 6,25f).

Ihr sollt euch auch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, die weder Motten noch Rost fressen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz (Mt 6,19-21).

Diese Verse stehen im gleichen Kapitel des Matthäusevangeliums wie die vierte Bitte des Vaterunsers. Die Bitte ums tägliche Brot ist die Bitte gegen den Sorgengeist, gegen alle Versuche des Menschen, das eigene Leben abzusichern.

Aber es ist auch die Bitte des Armen, der seine Sorge an der richtigen Stelle vorbringt; der dem Vater vertraut, dass Er für ihn sorgen wird.

SORGEN HABEN MACHT

Wir ahnen oft gar nicht, welche Macht Sorgen haben können, wie sie einen Menschen gefangen nehmen und sein Handeln bestimmen, wie sie ihm die Lebensfreude rauben und keine Dankbarkeit aufkommen lassen. Ein dankbares Herz ist immer ein zu Gott hin offenes Herz, ein sorgenvolles dagegen ist auf alles andere ausgerichtet, nur nicht auf Gott. Es erwartet letztlich nur von sich selbst die Lösung eigener Schwierigkeiten, von Gott erwartet es nichts Gutes. Es fängt höchstens an, über einen Gott zu stöhnen, der die Menschen mit all ihren Sorgen auf dieser Welt allein zu lassen scheint.

Wer am Morgen aufrichtig ums tägliche Brot betet, der kann am Abend auch von Herzen danken. Das ist die Haltung, zu der uns Jesus mit dieser Bitte im Vaterunser ermuntern will: Erwartet Gutes von eurem himmlischen Vater, dann werden eure Augen geöffnet werden für die Fülle des Guten, das Er euch bereits tut!

Die Bitte ums tägliche Brot will uns auch davon abhalten, unser Leben in falscher Weise sichern zu wollen. Das heißt nicht, dass wir keine Früchte für den Winter einkochen oder Kartoffeln einlagern sollen. Aber wenn ein 21-jähriger seinen Beruf nach der Höhe der zu erwartenden Altersrente auswählt, dann fragt man sich, ob er im Leben noch ein anderes Ziel kennt als seine persönliche Sicherheit.

DIE FREIHEIT DER BESITZLOSEN

Während des Krieges, auf der Flucht aus Schlesien, habe ich etwas gelernt, was ich nie mehr vergessen habe. Als ich nichts anderes mehr besaß als ein kleines Kofferchen, empfand ich in dieser Armut die Freude einer bis dahin unbekanntenen Freiheit. Ich denke oft, wenn die Menschen wüssten, welche innere Freiheit in der Besitzlosigkeit verborgen liegt, würden sie aufhören, Güter zu sammeln und Besitz zu horten, „für Notzeiten“, wie es so schön heißt.

„Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“, sagt Jesus. Das Herz kann in antiken Möbeln ebenso stecken wie in Wertpapieren, an einer großen Bibliothek festhängen oder an einem wohlgefüllten Vorratslager oder Bankkonto. Das Volk Israel durfte auf seinem Weg durch die Wüste jeweils nur Brot für einen Tag sammeln! Für den nächsten Tag musste es vertrauen, dass Gott ihm wieder neues Manna geben würde.

Das ist das Ziel der vierten Bitte im Vaterunser: dass wir dem Vater im Himmel, gerade auch in unseren täglichen Bedürfnissen, vertrauen lernen.

Denn soviel steht fest: Er weiß, was wir brauchen, ehe wir anfangen zu beten. Aber Er möchte, dass wir uns unserer Abhängigkeit von Ihm bewusst bleiben, weil alles andere Selbsttäuschung ist. Wir können nämlich mit unseren Sorgen weder etwas verändern, noch unsere Zukunft sichern. Aber Er kann für uns sorgen, gerade auch dann, wenn es menschlich aussichtslos erscheint.

GOTT SORGT FÜR UNS

Wir kamen bei Kriegsende, auf unserer Flucht, an einen Ort, an dem es nichts mehr zu kaufen gab. Alle Läden waren geschlossen. Ich war unterwegs mit meinen Eltern und sieben Geschwistern. Wir wussten nicht, was wir essen und wovon wir leben sollten.

In dieser Lage betete mein Vater mit uns Kindern und schickte uns anschließend schlafen. Er sagte: Im Bett hält man den Hunger leichter aus. Am selben Nachmittag, gegen vier Uhr, tat es plötzlich einen großen Schlag. Das Haus, in dem wir untergekommen waren, bebte. Als wir erschrocken zum Fenster eilten, sahen wir, was geschehen war: Ein Lastwagen mit Anhänger war oberhalb unseres Hauses aus der Kurve geschleudert worden, umgestürzt und gegen unsere hintere Hauswand geprallt.

Der Anhänger lag auf der Seite vor der Hintertür. Die Papiersäcke waren aufgeplatzt, und nun lagen die Lebensmittel im Hausgang und hinter dem Haus: Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen und Zucker in großen Mengen. Nach zwei Stunden wurde uns erlaubt, die Kostbarkeiten aufzusammeln. Plötzlich hatten wir nicht nur Essen für einen Tag. Der Vorrat reichte für die ganze Familie bis zu dem Tag, an dem es wieder etwas zu kaufen gab. Aber nicht nur wir waren versorgt, sondern mit uns alle anderen Flüchtlingsfamilien im Haus.

Unser tägliches Brot – diese Bitte meint nicht nur die eigene Familie. Sie schließt alle Menschen ein, weil wir Kinder des einen Vaters sind.

Lesen Sie einmal das Alte und Neue Testament daraufhin durch, wie Gott sein Volk immer wieder zum Teilen mit den Armen und mit den Fremdlingen anhält. Da heißt es unter anderem: *Geht, so wird euch gegeben, ein voll gerüttelt, gedrückt und überfließend Maß wird man in euren Schoß schütten* (Lk 6,38). Das Volk Israel wird immer wieder dazu aufgefordert, den Zehnten der Ernte als Zeichen der Dankbarkeit an Gott zurückzugeben – als Zeichen dafür, dass eine gute Ernte nicht selbstverständlich ist, sondern ein Geschenk Gottes. Wenn wir Christen das wieder lernen könnten, Nahrung und Kleidung als Geschenk von Gott anzunehmen, dann würden unsere Erntedankfeste etwas von ihrer gedankenlosen Trägheit verlieren.

Das tägliche Brot zu haben ist uns und der jungen Generation seit Jahren eine Selbstverständlichkeit. Darum ist es so schwer, uns und sie zur Dankbarkeit zu führen. An der vierten Bitte des Vaterunser können wir neu lernen, alle unsere Sorgen auf Gott zu werfen, dann werden wir für die guten Gaben des Alltags wieder Dankbarkeit empfinden. Und wenn das Herz erst einmal voller Dank ist, dann fließt es auch über an Gutem zum Nächsten hin, dann wird das Teilen zum Bedürfnis des Herzens, das Gott für die empfangenen Gaben danken möchte.

Aus: *Irmela Hofmann, Wenn ihr betet. Gedanken zum Vaterunser. Brendow Verlag, Moers 1987, S. 26-33*



Irmela Hofmann (1924-2003) gründete 1968 mit ihrem Mann Horst-Klaus die Lebensgemeinschaft der Offensive Junger Christen. Sie war Bibellehrerin, Seelsorgerin und Schriftstellerin.

CORNELIA GEISTER

UND AM ENDE GANZ AM ENDE WIRD DAS MEER IN DER ERINNERUNG BLAU SEIN.*

WAS HEISST: UND VERGIB UNS UNSERE SCHULD

Ich war ein Papakind. Liebte ihn bedingungslos, so wie Kinder das eben tun. Mit elf Jahren kam es zum Bruch. Wir saßen bei Tisch und er sagte – ich habe keine Erinnerung mehr daran, was davor geschehen war, aber ich denke, es gab einen dieser pubertären hässlichen Wortwechsel mit meinen Brüdern: „Wenn ihr mal groß seid, werdet ihr mich alle verachten und verlassen!“ Ich stand sofort auf, lief zu ihm hin und sagte: „Ich nicht, Papa.“ Und er schaute mich an und sagte: „Du auch.“ Da zerbrach etwas in mir. Meine Liebe starb. Ich wurde zunehmend distanziert, kritisch, vorwurfsvoll. Ich sah nur noch seine Mängel und Fehler, sein aufbrausendes Wesen machte mir Angst, ich verschloss mich ganz fest. Da war Hass und auch ein großer Schmerz.

UND VERGIB UNS UNSERE SCHULD

Mit 17 erlebte ich, dass Jesus mir seine Freundschaft anbot. Dass Gott mein Vater sein wollte.

Ich war so sehnsüchtig nach Nähe und Angenommensein, dass ich von ganzem Herzen Ja sagte. Dazu gehört auch, dass ich mein Leben vor ihm anschaute, um Vergebung für meine Schuld bat und Dinge in Ordnung bringen wollte, die schief und falsch waren. Ich sprach mit jemandem, der mir vertrauenswürdig erschien, über die Beziehung zu meinem Vater. In diesem Gespräch wurde ich gefragt: „Was braucht dein Vater, um sich ändern zu können?“ Spontan kam mir die Antwort: „Liebe. Ein Mensch kann sich nur durch Liebe verändern.“ Dann fiel mir ein, dass ich aufhören sollte, ihm vorzuwerfen, was er mir schuldig geblieben ist – und diese Liste war lang – und ihn stattdessen um Vergebung bitten, dass ich ihn ablehnte, aufsässig und frech geworden war. Ich wollte aus meiner Verachtung und meinem Hass herauskommen, denn die passten nicht zu einem Leben mit Jesus. Wieder zuhause habe ich meinen Vater in seiner Amtsstube – so hieß sein

Pfarrbüro in unserer Familie – um Vergebung gebeten. Das habe ich nicht getan, weil ich mir große Hoffnungen machte, sondern weil ich Gott vertrauen wollte, dass sich die Beziehung zu meinem Vater verändern könnte. Mein Vater war gerührt und sehr froh. Und ich erlebte ein Wunder. Die fest verschlossene Tür in meinem Herzen öffnete sich freiwillig, leise, langsam. Das war der Anfang für einen sehr langen Weg, auf dem ich lernte, ihn wieder zu lieben. Und noch etwas geschah: Ich lernte Gott, meinem himmlischen Vater, zu vertrauen und zu lieben. Er hat mich nie enttäuscht. Ich erlebte, dass ich gesehen und geachtet wurde. Das war auch der Beginn dafür, dass ich ein Mensch werden konnte, der sich annimmt, so wie er ist. Mit Schwächen und Stärken. Versagen und Siegen. Verzweiflung und Mut.

... WIE AUCH WIR VERGEBEN

Viele Jahre später. Mein Vater war über 90 Jahre alt und wunderte sich manchmal, ob „der da oben ihn schon vergessen habe“. Er war milde geworden, freute sich an seinen Kindern und Enkeln, und wenn wir ihn besuchten, war er interessiert an uns. Aber immer noch gab es heftige Ausbrüche – heute weiß ich, dass er durch sieben Jahre Krieg, Gefangenschaft und Verlust der Heimat in Schlesien schwer traumatisiert war. Er konnte in den letzten Jahren nicht mehr gehen, lag meistens im Bett und bei einem Besuch brach es wieder einmal aus ihm heraus: „Diese Polen, die uns unser Haus weggenommen haben!“ Ich wusste, dass es nichts nützte, jetzt zu sagen, dass wir doch den Krieg begonnen und Polen überfallen hatten, und viele von ihnen selbst auch vertrieben worden waren. Bevor ich reagieren konnte, sagte er noch: „Und der Frau S., das kann ich ihr nie verzeihen. Sie hat Friederun und mir die Zimmer verweigert, in die wir als Flüchtlinge hätten einziehen können. Wir kamen dort an – und sie schickte uns einfach wieder weg.“ Mein Vater war damals als Krankenhauspfarrer in Winnenden tätig. Als Flüchtlinge hatten meine Eltern buchstäblich nichts, aber der Oberkirchenrat hatte ihnen mitgeteilt, dass sie im Pfarrhaus zwei Zimmer mit Küchenbenutzung beziehen können. Welch ein Glück, endlich als junges Ehepaar gemeinsam leben zu dürfen. Die Pfarrfrau bewohnte, da ihr Mann noch in englischer Kriegsgefangenschaft

war, mit einem Kind ein riesiges Pfarrhaus. Sie weigerte sich, meine Eltern aufzunehmen. Noch nach Jahrzehnten war das für ihn schrecklich beschämend. Auch dass er sich das hatte bieten lassen und meine Mutter nicht schützen, nicht für sie eintreten konnte – aber nach Krieg und Verlust der Heimat und seines Zuhauses hatte er dafür keine Kraft.

Nun saß ich an seinem Bett, als das alles aus ihm herausbrach. Ich fasste mir ein Herz und sagte ihm, dass es jetzt vielleicht an der Zeit sein könnte, den Polen – und dieser Frau zu vergeben. Dass es für Mutti nicht mehr schlimm war. Sie hatte längst ihr Zuhause bei Gott gefunden und ihren Frieden gemacht.

„Ach“, wehrte er ab, „das ist ja alles nicht so wichtig.“ Und da habe ich darauf bestanden, dass das sehr wohl wichtig sei, ob er diesen Menschen vergeben könne. Und dass es gar nicht so schwer sei. Er habe doch tausende Male persönlich und als Pfarrer das Vaterunser gebetet. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Dass wir das doch jetzt gemeinsam beten könnten. „Und wenn wir zu diesen Zeilen kommen, dann vergibst du ihnen diese schwere Schuld.“ Er nickte und wir beteten zusammen. Als wir zu „und vergib uns unsere Schuld“ kamen, seufzte er und nickte. Bei „wie auch wir vergeben“ schossen ihm Tränen in die Augen – aber er betete es.

Dann saßen wir noch eine Weile still beieinander. Er lächelte und sagte: „Danke!“ Zwei Jahre später konnte er friedvoll im Kreis seiner Familie einschlafen.

**Aus dem Gedicht von Reiner Kunze, Rudern zwei ein Boot*



Cornelia Geister lebt in der OJC und gehört zum Redaktionsteam.

GERHARD LOHFINK

LASS ES FLIESSEN

WAS HEISST: WIE AUCH WIR VERGEBEN UNSEREN SCHULDIGERN

Die fünfte Vaterunserbitte lautet bei Lukas:

Erlass uns unsere Sünden, denn auch wir erlassen jedem, der uns Schuldner ist (Lk 11,4).

Bei Matthäus lautet sie:

Erlass uns unsere Schulden, wie auch wir erlassen haben unseren Schuldnern (Mt 6,12).

Man sieht sofort, dass die im deutschen Sprachraum übliche Vaterunser-Fassung hier Lukas und Matthäus miteinander kombiniert hat:

Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

„Vergib uns unsere Schuld“ lehnt sich an Matthäus an. Das Präsens in „wie auch wir vergeben“ greift hingegen auf Lukas zurück. Matthäus hat hier eine Vergangenheitsform: Die Jünger haben ihren Schuldnern bereits all ihre Sündenschulden erlassen; deshalb kann Gott nun auch ihnen die Schulden erlassen. Wir werden auf diese matthäische Relation „Vergib uns – wir selbst haben vergeben“ noch zurückkommen.

Die fünfte Vaterunserbitte wird erst wirklich verständlich, wenn wir sie als Bitte der neuen Familie um Jesus begreifen. Denn die Vergebung bekommt gerade dort eine besondere Dringlichkeit, wo Glaubende sich um der Gottesherrschaft willen zu einem neuen Miteinander sammeln lassen. Dann fallen alle Mauern, die jeder Einzelne um sich herum aufgebaut hat. Es bleibt nicht mehr verborgen, wer er ist. Es wird unverhüllt sichtbar, dass jeder dem anderen unendlich viel schuldig bleibt. Anders ist die erschrockene Frage des Petrus in Matthäus 18 nicht zu verstehen: Da trat Petrus (zu Jesus) herzu und fragte ihn: „*Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Bis zu siebenmal? Da antwortete ihm Jesus: „Nicht bis zu siebenmal, sage ich dir, sondern bis zu siebenundsiebzigmal.“*“ (Mt 18,21-22)

„Bis zu siebenundsiebzigmal“ ist natürlich eine orientalische Redeform (vgl. Gen 4,24). Gemeint ist: Immer, ohne jede Einschränkung. Dass es bei dem „Bruder“ wirklich um den Bruder in der Jünergemeinde geht, zeigt der Textzusammenhang: Das 18. Kapitel des Matthäusevangeliums ist eine sorgfältige Komposition, die vom Anfang bis zum Ende vom Leben in der Gemeinde handelt. Das Kapitel beginnt mit einem Rangstreit der Jünger, warnt dann vor der Verführung von Jüngern und spricht anschließend von der Hirtensorge für die Verlorenen und der Verantwortung für den Bruder in der Gemeinde. Hierauf folgt die Frage des Petrus, wie oft er seinem Bruder verzeihen müsse. Und das Kapitel endet mit dem Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger, der zum abschreckenden Musterfall für den wird, der innerhalb der Gemeinde nicht verzeiht.

Das gesamte Kapitel zeigt: Die Vergebung gehört zum Lebensatem der Jünergemeinde. Immer und überall muss es in ihr vorbehaltloses Verzeihen geben – schon allein deshalb, weil auch Gott immer wieder verzeiht. Dieser nicht nachlassende Vergebungswille stößt nur dort an seine Grenze, wo ein Mitglied der Gemeinde die Ermahnung durch die anderen nicht annimmt und sich so selbst aus dem Raum der Vergebung herausbegibt (vgl. Mt 18,15-17).

Aber wird die Vergebungsbereitschaft, von der das Vaterunser spricht, nur von den Jüngern Jesu gefordert? Wird sie nicht auch von den Freunden und Sympathisanten Jesu verlangt, die ortsgebunden sind und irgendwo in ihren Häusern leben? Noch einmal anders: Gilt sie nicht dem gesamten Gottesvolk, für das Jesus lebt und das er sammeln möchte? Die Frage ist wichtig, denn sie ist geeignet, die Frage nach den Adressaten des Vaterunsers, die wir schon zu Anfang dieses Buches gestellt haben, noch genauer abzuklären. Wir greifen dazu wiederum auf einen konkreten

Text zurück. Er wird zeigen, dass die Vergebungsbereitschaft, die Jesus verlangt, nicht nur von seinen Jüngern gefordert ist, sondern von allen im Gottesvolk. Zugleich wird dieser Text das, was Vergebung ist, noch heller beleuchten. In Matthäus 5,23-24, also innerhalb der Bergpredigt, heißt es: *Wenn du deine Opfertgabe zum Altar bringst und dir dort in den Sinn kommt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat – lass deine Opfertgabe dort vor dem Altar, geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder. Dann komm und opfere deine Gabe.*

Da ist also einer, der Gott die Ehre geben will. Er macht eine Wallfahrt zum Tempel. Wenn er ein Galiläer ist, ist er drei Tage lang auf steinigen und staubigen Straßen unterwegs gewesen. Nun ist er in Jerusalem angekommen, und wir sehen ihm zu, wie er seine Opfertgabe zum Altar bringt.

Das ist die vorausgesetzte Situation. Jeder der damaligen Zuhörer kennt sie. Jeder ist unmittelbar betroffen, wenn Jesus fortfährt: Es kann sein, dass du schon dabei bist, deine Opfertgabe darzubringen. Da erst kommt dir zu Bewusstsein: Daheim in meinem Dorf, vielleicht sogar in meiner Familie ist einer, der etwas gegen mich hat. Wenn dir das klar wird, sagt Jesus, lass deine Gabe dort vor dem Altar, kehr nach Hause zurück und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder. Dann komm wieder zum Tempel und opfere.

Bemerkenswert bei dem Ganzen ist zunächst einmal, dass Jesus nicht ausdrücklich sagt, derjenige, um den sich der Opfernde bemühen soll, sei ein Jünger oder ein Anhänger Jesu. Das Wort „Bruder“ lässt in diesem Fall alles offen. Es kann einfach der Glaubensbruder im Gottesvolk sein.

Bemerkenswert ist weiterhin, dass Jesus hier nichts gegen den Tempel sagt. Er findet es gut, dass der Jerusalemer Tempel strahlend wird durch die Gaben der Israeliten. Er setzt als selbstverständlich voraus, dass die Gläubigen von überall her nach Jerusalem wallfahren, um den Tempel zu besuchen und dort Gott die Ehre zu geben.

Noch wichtiger ist ihm allerdings, dass die Menschen im Gottesvolk versöhnt miteinander leben. Tun sie es nicht, sind Tempelbesuch und Opfer sinnlos. Jesus knüpft damit ganz unmittelbar an die Kultkritik der Propheten an, etwa an die Gottesrede in Amos 5:





Ich hasse, ich verwerfe eure Feste. Eure Festversammlungen kann ich nicht riechen. Wenn ihr mir Brandopfer darbringt und Speiseopfer – ich habe an ihnen kein Gefallen. Die Dankopfer von euren Mastkälbern will ich nicht sehen. Weg mit dem Lärm deiner Lieder! Dein Harfenspiel will ich nicht hören. Vielmehr: Das Recht ströme wie ein Wasserquell und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach (Amos 5,21-24).

Wenn die sozialen Verhältnisse im Gottesvolk nicht stimmen, sind die Herrlichkeit des Tempels und die Schönheit der Gottesdienste eine Farce. Das betonten die Propheten immer wieder. Für Jesus ist unversöhntes Nebeneinander im Gottesvolk genauso inakzeptabel wie soziales Unrecht. Menschen, die miteinander versöhnt und einmütig leben, sind für ihn die unabdingbare Voraussetzung jedes Gottesdienstes.

Bemerkenswert ist schließlich, wie Jesus das Beispiel, das er vorträgt, in Szene setzt. Er sagt nicht: Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dort kommt dir in den Sinn, dass du deinen Bruder beleidigt oder verletzt hast – lass deine Opfergabe dort vor dem Altar, geh und bitte deinen Bruder um Vergebung ... Er sagt vielmehr: Wenn dir klar wird, dass dein Bruder etwas gegen dich hat ...

Wer der Schuldige ist, interessiert Jesus also nicht. Diese Frage lässt er bewusst offen. Es wäre durchaus möglich, dass nicht der im Tempel schuld an dem Zerwürfnis ist, sondern der zu Hause. Trotzdem muss der im Tempel alles tun, dass es zur Versöhnung kommt. Er darf die Dinge nicht so lassen, wie sie sind. Er darf gerade nicht sagen: Der andere hat angefangen. Also muss er jetzt auch den Anfang machen, wenn wieder Friede sein soll. Er muss zuerst kommen und sich bei mir entschuldigen. Dann können wir weitersehen.

Wer so denkt, lässt sich von bürgerlicher Moral leiten, nicht aber vom Evangelium. Jesus ist überzeugt: Zerwürfnisse und Feindschaften sind im Gottesvolk etwas so Unmögliches, dass sofort versucht werden muss, sie zu beenden – ob man nun selber schuld ist oder nicht. Solange man nicht selbst alles getan hat, sich mit dem anderen zu versöhnen, hat es keinen Sinn, zum Gottesdienst zu gehen. Solche Gottesdienste, sagt Jesus, sind Gott ein Gräuel. Aber eine Freude sind für ihn

Menschen, die Frieden herstellen, die dem Frieden nachjagen und die Versöhnung suchen. Jesu Auffassung über die Versöhnung macht den Unterschied zwischen bloßer Religion und dem jüdisch-christlichen Glauben offenkundig: Opfer, die man den Göttern darbringt, gibt es in allen Religionen; ebenso Festzeiten, Wallfahrten, Heiligtümer, Weihwasser, Altäre, Gottesdienst, Gebet, Ritual, Fasten, Almosen – all das gehört zum Wesen der Religion, und Religion gibt es überall. Für den Glauben des Gottesvolkes aber ist charakteristisch, dass mit unbestechlicher Nüchternheit gesagt wird: Alles Beten, aller Opferbetrieb, aller Gottesdienst ist nutzlos, wenn er nicht ein neues Miteinander erzeugt. Im Gottesdienst versöhnt sich Gott mit uns, und er ergreift dabei selbst die Initiative; deshalb müssen auch wir uns versöhnen und dabei wie er die Initiative ergreifen.

Dem scheint nun allerdings die matthäische Fassung der fünften Vaterunserbitte zu widersprechen. Ist da nicht so formuliert, als mache Gott seine Initiative von unserer, schon vorausgegangenen Initiative abhängig? *Erlass uns unsere Schulden, wie auch wir erlassen haben unseren Schuldner.*

Das Problem löst sich aber sofort, wenn wir uns noch einmal den Vorgang von Matthäus 5,23-24 vergegenwärtigen: Einer will in Jerusalem seine Opfergabe darbringen und sich im Tempel an den Ort der Verherrlichung Gottes begeben. Aber er darf seine Gabe gar nicht zum Altar bringen, falls er sich nicht zuvor mit seinem Glaubensbruder zu Hause versöhnt hat. Hat er aber dann seinem Schuldner alles erlassen, bekommt nun auch er, zurückgekehrt nach Jerusalem, von Gott alles erlassen. Die Versöhnung mit dem Glaubensbruder ist die Voraussetzung für den Gottesdienst im Tempel. Und doch hat Gott diesen Gottesdienst als den bleibenden Ort geschenkter Versöhnung längst gestiftet. Gott hatte längst die Initiative ergriffen.

Analoges gilt für den christlichen Gottesdienst. Hier fand das Vaterunser schon sehr früh seinen Ort vor dem Empfang der Eucharistie. Leitete das Vaterunser aber die Mahlfeier ein, war es sinnvoll, dass die Gläubigen in der fünften Bitte bekannten, dass sie nicht unversöhnt zum Tisch des Herrn gingen:

Sie hatten ihren Brüdern und Schwestern bereits vor der Mahlfeier vergeben. Sie hatten sich bereits versöhnt. Und doch war ihrer eigenen Versöhnungstat die Tat Christi längst vorausgegangen. Bei all dem zeigt sich: Der jüdische und der christliche Gottesdienst sind mehr als ein isoliertes, herausgehobenes Ereignis. Der Gottesdienst beginnt schon, bevor man sich dem Tempel nähert. Und er beginnt auch schon, bevor die Messe anfängt. Er umfasst das ganze Leben. Er umfasst es nicht nur, er verändert es und verschiebt alle Horizonte. Derjenige, der eigentlich opfern will, dann aber zurückeilt, um Versöhnung zu schaffen, sich die Beine müde läuft, um zu seinem Gegner zu kommen, ihm nachlaufen muss und nicht einmal weiß, ob sein Angebot ein offenes Herz findet, wird selbst zum Opfer.

Plötzlich leuchtet hinter Matthäus 5,23-24 der Weg Christi und das Opfer seines Lebens auf. Er hat sich für das Gottesvolk müde gelaufen, um Versöhnung zu schaffen, und man hat ihn dafür gekreuzigt. Allerdings: Aus seinem Tod sind die österlichen Gemeinden entstanden – der endgültige Ort der Versöhnung.

Aber nun zurück zu unserer Anfangsfrage: Es ist wohl deutlich geworden: *Erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldner erlassen haben* – das kann nicht nur den Jüngern gesagt sein, die Jesus unmittelbar nachfolgen. Es gilt, wie Matthäus 5,23-24 zeigt, allen im Gottesvolk. Andererseits gilt es, wie das gesamte Vaterunser, zunächst einmal und vor allem den Jüngern, die das Nervenzentrum des zu sammelnden endzeitlichen Israel sind. Wir werden also die sich immer wieder zeigende Spannung durchhalten müssen: Das Vaterunser ist Gebet der Jünger, von Jesus für ihre ganz spezifische Situation formuliert – und es ist doch Gebet aller in Israel, die miteinschwingen in das, was jetzt durch Jesus geschieht.

Aus: Das Vaterunser neu ausgelegt. Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart 2012, S. 88-96.



Dr. Gerhard Lohfink ist kath. Priester. Er war bis 1986 Professor für Neues Testament in Tübingen und arbeitet jetzt als Theologe in der Katholischen Integrierten Gemeinde.

ANDREAS GEISTER

WIR ÜBEN WIDERSTAND

WAS HEISST: FÜHRE UNS NICHT IN VERSUCHUNG



Cc by-sa 2.0 Mrhayata

Jesus aber, ergriffen vom Heiligen Geist, verließ die Jordangegend und wurde in die Wüste geführt, hierhin, dorthin, im Kreis, 40 Tage lang, der Einsamkeit preisgegeben. Da überfiel ihn Hunger. In dem Moment trat der Versucher zu ihm: „Du bist doch Gottes Sohn! Befehl diesem Stein hier: werde Brot!“ Jesus antwortete ihm: „In der Heiligen Schrift steht: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Da führte ihn der Versucher hinauf, auf einen Berg, und zeigte ihm die Herrlichkeit aller Reiche dieser Welt: „Schau, dies alles ist mein. Ich kann dir Macht geben über dies alles. Verneige dich vor mir. Küsse meine Füße. Und alles, was mir gehört, ist dein.“ Doch Jesus antwortete: „Geschrieben steht:

Du sollst dich allein vor Gott verneigen, vor Gott, dem HERRN, und ihm allein dienen.“

Da führte ihn der Versucher nach Jerusalem, und hob ihn auf das Dach des Tempels, ganz nah an den Rand. „Wenn du doch Gottes Sohn bist, dann spring. Es heißt doch in der Schrift: „Er wird seinen Engeln befehlen, dass sie dich behüten und du deinen Fuß nicht an einem Stein stößt. Es kann dir nichts passieren.“ Doch Jesus antwortete ihm: „Geschrieben steht: Du sollst Gott, deinen HERRN, nicht versuchen.“ Da endlich gab ihn der Versucher frei. Doch nicht für lange. Er wartete auf eine günstige Stunde.

Lukas 4, Übersetzung von Walter Jens

Martin Luther hat gesagt: „Mit der fünften Bitte lege ich mich schlafen, und mit der sechsten Bitte stehe ich am Morgen auf. Am Abend, wenn ich mich zu Bett lege, dann schaue ich zurück auf den Tag, und spreche: Vater, vergib...“ Ich lege all das, was ich getan habe und das, was ich versäumt habe, in Gottes Hände. Und was für Hände das sind, das wissen wir durch Jesus. Es sind barmherzige Hände. Hände, die mild zurechtrichten und aufrichten.

Das ist wohl das Kostbarste am Christsein, dass wir uns selber anschauen dürfen als Begnadete, genauer gesagt: als begnadete Sünder. Als Menschen, die so wie sie sind, angenommen, geachtet und geliebt sind von Gott. Das macht uns unendlich kostbar. Und in dieser Gewissheit dürfen wir am Abend die Augen schließen und einschlafen. Und dann kommt der nächste Tag, der nächste Morgen. Wir machen die Augen auf und sehen den Tag, der kommt, das, was vor uns liegt und sprechen: *Führe uns nicht in Versuchung.*

Denn das wissen wir und kennen wir ganz gut, dass unser Leben, gerade auch unser Christenleben, versuchlich, angefochten, gefährdet ist. Das Leben als Christ ist kein Sonntagsspaziergang, sondern ein immer neuer Kampf. Jesus sagt sogar: *Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.*

Wir wissen also, dass jeder neue Tag uns neue Aufgaben, neue Herausforderungen und neue Versuchungen bringt. Darum ist es gut, wenn wir mit dieser Bitte den Tag beginnen: *Vater im Himmel, führe uns nicht in Versuchung.* Das heißt: Vater im Himmel, ich brauche dich, deine Hilfe, deinen Schutz, auch an diesem neuen Tag.

Es gibt bis heute Menschen, die sich an dieser Bitte stören. Kann es denn sein, dass Gott uns in Versuchung führt? Heißt es nicht sogar ausdrücklich im Neuen Testament: *Es soll keiner sagen, Gott habe ihn in Versuchung geführt. Es ist die eigene Begier, die dich verlockt und in Versuchung bringt* (Jak 1,14).

Man hat darum versucht, diese Bitte anders zu interpretieren, z. B. Vater, führe uns durch die Versuchung hindurch oder aus ihr heraus. Oder: Vater, bewahre uns vor der Versuchung, schütze uns davor. Eine interessante Übersetzung findet

man im Judentum: Lass es nicht zu, dass wir mit der Versuchung einig gehen, ihr zustimmen, ihr nachgeben... Das sind alles einleuchtende Gedanken, aber sie weichen auch ein bisschen dem Stachel aus, der in dieser Bitte steckt.

Walter Lüthi, der große Prediger am Berner Münster, sagte dazu provokant: „Kann und darf Gott in Versuchung führen? Wie wenn Gott uns zuerst fragen müsste, was er darf und nicht darf, was er kann und nicht kann.“ Und fährt dann fort: „Nehmt doch diese Bitte als ein Geschenk! Seid doch froh und dankbar, dass Gott dem Versucher nicht einfach freie Hand lässt über euch. Dass der Teufel kein freier Mann ist. Bist du nicht froh, dass bei allen dunklen Machenschaften und Verstrickungen dir eine Zuflucht gegeben ist bei Gott, zu dem du beten darfst, den du bitten darfst, weil er das letzte Wort hat, und der Versucher unter seiner Zensur steht?“

Führe uns nicht in Versuchung. Wer so betet, der weiß, dass Gott alles, aber auch wirklich alles, in seiner Hand hat und dass er der einzige ist, der unser Leben zu bewahren und zu führen vermag. Ein Christ ist ein begnadeter Mensch. Aber ein begnadeter Mensch ist auch ein gefährdeter Mensch. Einer, der in besonderer Gefahr ist und um Jesu willen in Gefahren kommt. Die alten Kirchenväter haben diese Gefahren, diese Feinde, wie sie sie nannten, in drei Hauptgruppen unterteilt.

1. DER ERSTE FEIND KOMMT VON INNEN – AUS UNSEREM HERZEN

Wir haben vorher schon gehört, was der Apostel Jakobus schreibt: *Unsere eigene Begier ist es, die uns in Versuchung führt.* Da gibt es kein Herausreden und keine Entschuldigung. Die Versuchungen beginnen im eigenen Herzen. Und auch wenn uns unsere Sünden vergeben sind, so bleiben wir dennoch Sünder. Begnadete Sünder, das ist der treffende Ausdruck.

Jemand hat gesagt, es sei mit der Sünde wie mit den Haaren, man schneidet sie ab – aber sie wachsen nach. Und je mehr wir sie schneiden, desto üppiger wachsen sie. Es soll keiner denken, er sei schon über den Berg. Er hätte es geschafft und hätte die Sünde hinter sich gelassen. *Wer meint, er stehe, der sehe zu, dass er nicht falle* (1.Kor 10,12).

Die Versuchung, die von innen kommt, kann den Namen Überheblichkeit tragen, oder den Namen Verzagtheit, dass ich an mir zweifle und verzweifle.

Darum will Jesus, dass wir so beten: *Vater, führe uns nicht in Versuchung.* Vater, gib, dass ich nicht meine, ich hätte es schon geschafft, oder ich müsste es ohne dich schaffen. Gib, dass ich deine Gnade recht verstehe und immer neu aus ihr heraus lebe. Denn die Gnade soll uns nicht etwa faul machen, sondern will uns wachsam machen, fit machen fürs Leben.

2. DER ZWEITE FEIND KOMMT VON AUSSEN

Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch Sünder aller Art.

So gibt es Lebenslagen, in denen wir besonders versuchlich sind. Man spricht von der Versuchung von rechts oder von links. Das ist nicht etwa politisch gemeint. Die Versuchung von links ist die Versuchung der Schwäche. Man kann in Armut geraten, oder schwer krank werden, oder die Arbeit verlieren, verleumdet werden. Wir werden geschlagen vom Schicksal und Gottes Gnade wird uns dann verdunkelt, wir beginnen an ihm zu zweifeln. Wir bekommen den Eindruck, Gott habe uns fallen gelassen oder sich von uns abgewandt. In dieser Anfechtung gilt es, Widerstand zu leisten. Der beginnt damit, dass wir Gott auf den Plan rufen und ihn bitten: *Führe uns nicht in Versuchung.* Mit dieser Bitte beginnt unser Widerstand gegen die Versuchung der Verzagtheit.

Es gibt auch eine Gefahr von rechts. Man kann nämlich Erfolg haben, aufsteigen, Karriere machen, jahrelang keinen Arzt brauchen, es zu Wohlstand gebracht haben und viele gute Tage erleben. Das kann uns auch gefährlich werden. Indem man sicher und selbstzufrieden wird, und meint, man habe es selbst verdient, man verdanke das alles sich selbst. Und man nimmt die größten Gottesgaben auf der Erde und in der anderen Welt als ein Recht, als etwas, was einem zusteht – ohne jede Demut und Dankbarkeit. Auch hier hilft uns diese Bitte weiter: *Vater, führe uns nicht in Versuchung.* Zünde uns ein Licht an, dass wir die Gefahren erkennen, bevor es zu spät ist.

3. DER DRITTE FEIND KOMMT AUS DEM ABGRUND – VON UNTEN

Seid nüchtern und wachsam (1.Petr 5,8), sagt die Bibel, *denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann.* Es liegt mir fern, den Teufel zu predigen. Ich bin da kein Kenner. Aber eines ist gewiss: Es gibt eine Macht, die stärker ist als wir, die uns überwältigen kann, einen Feind, dem wir nicht widerstehen können – wenn Gott uns nicht zu Hilfe kommt. Karl Barth sagt treffend: „Man muss wissen, der Teufel existiert, aber dann muss man sich beeilen, sich von ihm zu entfernen und bei Gott Schutz zu suchen.“

Im Text aus dem Lukasevangelium haben wir es gehört: Der Versucher lässt von Jesus ab, als dieser sich unter Gott stellt. In den Psalmen heißt es: *Der HERR ist meine Burg* – das ist ein schönes Bild. Wenn ich mich in Gott hineinflüchte, dann kann der Feind mich nicht angreifen.

Vater, führe mich nicht in Versuchung. Diese Bitte weiß um den Sieg. Sie weiß, dass es nicht nur darum geht, dass ich der Versuchung nicht ausgesetzt werde, sondern dass Gott selber die Pläne des Feindes durchkreuzt und ihn ein für allemal besiegt hat. Diese sechste Bitte ist kein Stoßgebet, kein Seufzer, es ist eine sichere Sache, ein Wissen, dass Gott immer der Stärkere und allen Feinden überlegen ist.

Nehmen wir diese Bitte als ein Geschenk. Dass wir eine Zuflucht haben, eine feste Burg, bei dem Gott, der das letzte Wort hat und die Pfeile des Bösen auszulöschen vermag und den Sieg davon trägt.



Andreas Geister ist Pfarrer in Uznach, Schweiz, und seit den Anfängen der OJC ein engagierter Freund.

THOMAS GERTLER SJ

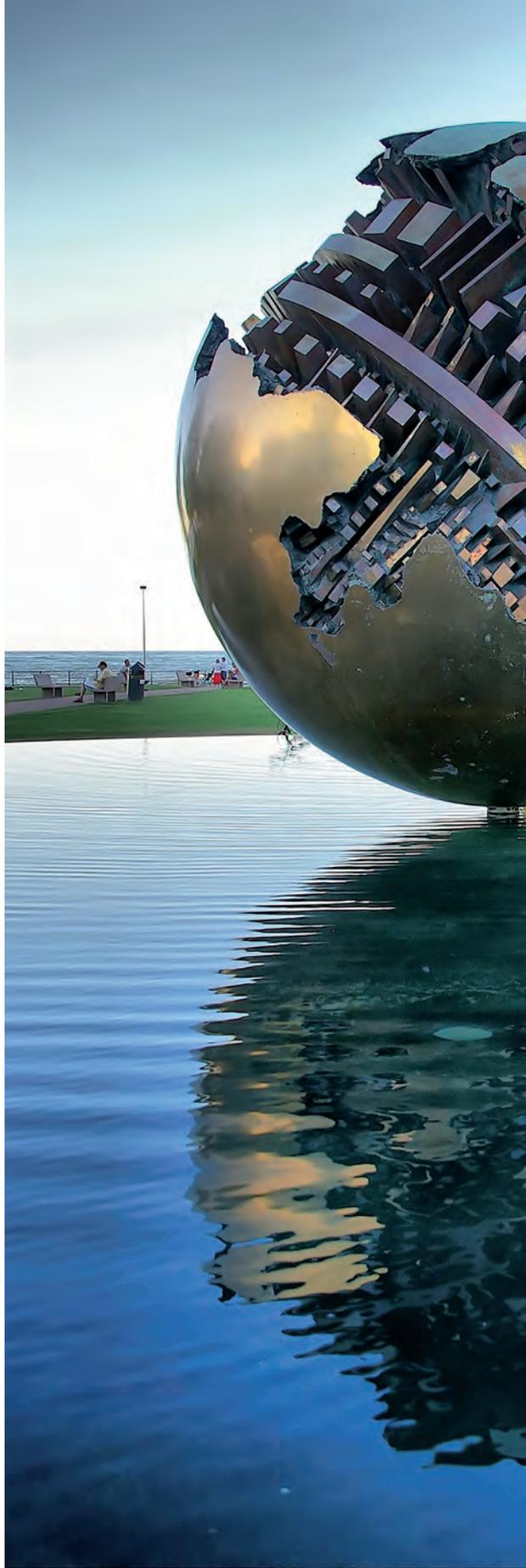
EINE FOLGENREICHE ENTSCHEIDUNG

WAS HEISST:
UND ERLÖSE UNS VON DEM BÖSEN

Die Frage, ob der Mond von der Erde nun 384400 km oder 384401 km entfernt ist, mag für jemanden, der im Quiz von Günther Jauch mitspielt, entscheidend sein. Aber für meinen Alltag spielt es keine Rolle, ob ich die Entfernung kenne oder nicht. Ob es das Böse oder den Bösen gibt, das ist eine Frage, die ich nicht so neutral und objektiv behandeln kann. Denn sie hat direkt mit dem Leben eines jeden Menschen zu tun.

DIE FRAGE NACH DEM BÖSEN

Gibt es das Böse wirklich? Das scheint eine geradezu zynische Frage angesichts der Erfahrungen, die wir machen und von denen die Zeitungen voll sind. Das Böse ist eine Erfahrungstatsache. Und doch ist das nicht so einfach. Denn das Böse im christlichen Verständnis hat einiges zur Voraussetzung. Es muss dann auch das Gute geben. Nicht weil das Böse das Gegenteil des Guten wäre, sondern weil das Böse die bewusste Entscheidung gegen das erkannte Gute ist. Ja, und dann muss das Gute dem Menschen auch ausreichend erkennbar sein. Ist es das? Ist der Mensch wirklich fähig, die Wahrheit zu erkennen, ist er wahrheits-





fähig? Und dann muss er noch tatsächlich so frei sein, das Böse oder – hoffentlich besser – das Gute auch tun zu können. Das Böse hat also das Gute, die Wahrheit und die Freiheit zur Voraussetzung. Darum sprechen heute viele so ein großes Wort wie „das Böse“ gar nicht mehr aus.

Die Frage nach dem Bösen verlangt nicht nur Nachdenken, sondern meine Stellungnahme und meine Entscheidung. Mit der Frage, ob es das Gute und das Böse gibt, fälle ich eine Entscheidung über mein Leben, nämlich ob ich mich tatsächlich gegen das Böse und für das Gute einsetzen will. Wer das offen lässt, wird auch große Probleme damit haben, ob es das Böse wirklich gibt oder ob das nicht anders zu definieren sei, etwa als Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, als psychische Fehlorientierung, als Verhängnis, als Tragik. All das gibt es: schlimme gesellschaftliche Verhältnisse, psychische Verformungen, Verhängnisse und große Tragik. Das ist nicht das Böse. Das Böse geht immer aus Freiheit und Einsicht hervor. Das Böse ist gewollt. Es passiert nicht aus Versehen. Es ist nicht triebbedingt.

Ein Löwe, der ein Lamm frisst, tut nichts Böses. Er folgt seinem Jagdtrieb und seinem Hunger.

Aber der Fabrikbesitzer, der heimlich Gift in den Fluss ablässt, um Kosten zu sparen, handelt böse. Er weiß, was er tut. Ein kleines Kind, das beim Spielen mit Streichhölzern ein Haus anzündet, tut etwas sehr Schlimmes, und wenn dabei Menschen zu Schaden kommen, auch etwas sehr Tragisches. Aber es handelt nicht böse, weil es keine Einsicht in sein Tun hat. Es weiß noch nicht, was passieren kann. Aber der Mann, der sich betrunken ans Steuer setzt, weiß, was passieren kann. Er handelt böse. Das Böse ist die bewusste und freie Entscheidung gegen das erkannte Gute. Damit ist auch klar, dass das Böse eben nicht die Psyche, kein bestimmter Trieb des Menschen wie die Sexualität oder die Aggression, auch nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse und nicht die politische Macht ist, so sehr das alles durch das Böse mit verformt und beeinflusst sein kann. Böses kann nur aus freiem Willen und klarer Erkenntnis hervorgehen. Es kann immer nur von Personen getan werden.

Es ist allerdings die Wirkung des Bösen, dass es mir gerade diese beiden Grundeigenschaften des Menschen, nämlich frei und vernünftig zu sein, immer mehr nimmt und einschränkt. Wer unmenschlich handelt, wird selbst zum Unmenschen, verformt sich als Person, wird immer unfreier und immer blinder für die Wahrheit.

GIBT ES AUCH DEN BÖSEN?

Diese Frage führt einigen Ballast mit sich. Der Teufel ist seit der Aufklärung zum Kinderschreck und Gegenstand des Aberglaubens geworden. In der aufgeklärten Welt der modernen Naturwissenschaften ist alles, was geschieht, durch die Naturgesetze bestimmt. Einen Platz für so etwas wie Engel oder Dämonen und den Teufel gibt es da nicht. Höchstens Gott gibt es noch als den Weltverursacher, der aber mit dem Weltgeschehen, wie es nach der Erschaffung der Welt abläuft, nichts mehr zu tun hat. Gott hat die Weltenuhr einmal aufgezogen. Jetzt läuft sie nach den in sie gelegten Naturgesetzen ohne Eingriffe von außen ab.

Wir erleben zur Zeit einen großen Umbruch in diesem Weltbild. Das geschilderte „naturwissen-

schaftliche“ Weltbild wird zunehmend kritisch gesehen und steht nicht mehr so hoch im Kurs. Es ist einseitig. Das naturwissenschaftliche Denken hat die Natur nur benutzt und zerstört, es kennt keine Ehrfurcht, nur den Nutzen. So der Vorwurf. Dagegen entsteht ein neues Weltbild, das ganzheitlicher ist und eher mit dem geschilderten kindlich-mythischen Weltbild zu tun hat. Da gibt es nicht neben dem Materiellen auch das Spirituelle. Der Mensch ist darin nicht Krone der Schöpfung, sondern nur Teil von ihr. Er sieht alle Wesen als seine Mitgeschöpfe an. Alles ist miteinander vernetzt. Ein solches Weltbild, wie es die New-Age-Bewegung vertritt, ist offener dafür, dass der tiefste Grund der Welt nicht ein letztlich apersonales, kaltes, gleichgültiges Naturgesetz ist, sondern letztlich personal ist, etwas mit mir zu tun hat. Es ist klar, dass in einem solchen Denken auch wieder Platz ist für Mächte und Gewalten, die nicht nur naturgesetzlich zu verstehen sind, sondern irgendwie auch personal. Darin sehe ich den Grund, dass es einen solchen Engelboom gibt. Aber es gibt in diesem Weltbild auch die Gefahr, dass als letzter Weltgrund eine böse Macht, ein sadistisches Wesen angenommen wird oder dass es einen guten und einen bösen Gott gibt.

Lebe ich eher in dem ersten Weltbild, das von den Naturwissenschaften geprägt ist, so werde ich große Probleme damit haben, so etwas wie den Teufel für möglich zu halten. Lebe ich eher im zweiten Weltbild, so ist das gar keine Frage für mich. Es gibt den Teufel oder wenigstens böse Geister, Dämonen, so wie es gute Geister oder Engel gibt.

Aber es braucht noch die Unterscheidung des Christlichen:

1. Das Böse kommt nicht von irgendwelchen apersonalen Mächten. Es kann nur durch Personen mit Freiheit und Einsicht getan werden.

2. Der Glaube sagt ganz eindeutig, dass das Böse nicht von der Person Gottes kommt. Gott ist der, der von Anfang an gegen das Böse und seine schrecklichen Folgen kämpft und uns davon erlöst

hat. Es gibt im christlichen Glauben neben Gott keine gleichberechtigte böse Macht oder neben einem guten Gott noch einen bösen Gott. Es gibt nur einen einzigen Gott. Dieser eine Gott ist durch und durch gut. Er ist nicht ein bisschen gut und ein bisschen böse. Außer Gott gibt es nur die von ihm geschaffene Wirklichkeit und nichts von Gott Unabhängiges. Ist das existierende Böse also allein durch das böse Tun des Menschen zu erklären oder gibt es über den Menschen hinaus noch andere personale Wesen, die von Gott geschaffen sind, aber Böses tun?

3. Die Bibel und auch die Tradition der Kirche gehen davon aus, dass es den Teufel und die Dämonen gibt. Es ist in der Bibel vor allem Jesus, der es intensiver mit dem Teufel zu tun hat, angefangen von den Versuchungsgeschichten zu Beginn der Evangelien über die vielen Dämonenaustreibungen bis hin zu seinem Leiden. Jesus hat aktiv gegen das Böse gekämpft und es aus der Welt hinausgeworfen. Und er hat intensiv dessen Widerstand und Bösartigkeit zu spüren bekommen.

Viele große Heilige der Geschichte, die aktiv gegen das Böse gekämpft haben, haben vom Bösen als einer vom Menschen unabhängigen Wirklichkeit gesprochen und mit dieser Macht gerungen. Diese Dämonen oder teuflischen Wesen sind von Gott nicht als böse Wesen, sondern gut geschaffen und haben sich aus eigener freier Entscheidung gegen Gott und für das Böse entschieden. Wichtiger aber als diese theologischen Aussagen ist mein eigener Umgang mit dem Bösen. Ich bin aufgerufen, dagegen zu kämpfen und davon frei zu werden. Wie aber erkenne ich das Böse und wie werde ich davon frei?

DIE WIRKUNGEN DES BÖSEN

Das Böse geht zwar immer aus Freiheit und Einsicht hervor, aber es hat die Wirkung, den Menschen seiner Freiheit immer mehr zu berauben und die Wahrheitserkenntnis zu verdunkeln. So verbirgt der, der lügt, nicht nur anderen die Wahrheit, sondern wird selbst immer blinder für die

Wahrheit. Weil er lügt, hat er stets das Gefühl, selbst belogen zu werden. Er wird immer misstrauischer, verstrickt sich immer tiefer in Lügen. Am Ende weiß er nicht mehr, was wahr und was gelogen ist.

Das Gleiche gilt für die Freiheit. Das Böse versklavt den Menschen. Wer das Böse wählt, gewinnt nicht, wie die Satanisten meinen, mehr Freiheit. Er verliert sie. Das Böse ist also in seiner Zielrichtung gegen das gerichtet, was mein Menschsein ausmacht, nämlich gegen meine Freiheit und gegen meine Wahrheitsfähigkeit. Christlich kann ich das noch tiefer sehen. Das Böse verschließt mich gegen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Es bewirkt Misstrauen gegen alles und jeden. Es führt in hoffnungslose Verzweiflung. Die zentrale Motivation meines Lebens wird nicht mehr die Liebe und Bejahung, sondern Hass und das Nein zu allem sein. Es beginnt damit, dass ich einen bestimmten Menschen ablehne und weg wünsche bis zum innerlichen Mord an meinem Bruder oder meiner Schwester (vgl. Mt 5,21-26). Dabei bleibt der Hass nicht stehen. Wer hasst, hasst auch sich selbst wegen seines Hasses. Schlussendlich will Hass alles vernichten. Das ist die letzte Richtung des Bösen. Es will das Nichts. Damit ist es strikt dem Willen Gottes entgegen gerichtet. Gott will, dass es uns gibt, dass es die gute Schöpfung gibt und nicht das Nichts.

DER UMGANG MIT DEM BÖSEN

Um das Böse zu erkennen und sich in rechter Weise dagegen wehren zu können, sind die Regeln des heiligen Ignatius von der Unterscheidung der Geister sehr hilfreich. Ignatius benutzt drei Vergleiche, die die Wirkung des Bösen erklären und die uns im Kampf dagegen helfen.

Er vergleicht das Böse als erstes mit einem „bösen Weib“. Wenn ich Angst vor ihm habe und fliehe, wird es in seiner Rachsucht immer wilder und unzählbarer. Wenn ich mich aber wehre, ihm „die starke Stirn zeige“, dann flieht es. Das heißt, das Böse macht sich mächtig, ist aber nicht mächtig. Es ist wie ein Luftballon. Es bläht sich immer stärker in mir auf und nimmt mir die Luft zum

Atmen. Es lässt mich meine Freiheit und Handlungsmöglichkeiten vergessen. Es erzeugt in mir das Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins. Es macht mich immer unfreier, aber es ist nicht wirklich stark in sich selbst. Achten Sie einmal auf die typischen Denk- und Redeweisen der Unfreiheit: „Damit – mit meinem Alkoholproblem, meiner Fress-Sucht usw. – werde ich nie fertig. Das bleibt immer so. Da kann man nichts machen.“ Typisch ist die Verzweiflung an eigenen Änderungsmöglichkeiten, die Aufgabe der Freiheit und die Resignation, die Aufgabe des Kampfes und die Flucht. Typisch ist das Reden vom „man“. Das Böse anonymisiert mich, lässt mich mein Ich hinter dem verallgemeinernden „man“ verstecken. Alles soll beim Alten bleiben und jede Chance auf Änderung meines Zustandes wird bestritten: „Ich habe schon alles probiert. Es hat doch keinen Zweck.“

Eines der Grundkennzeichen dieser Macht des Bösen ist der Teufelskreis. Die Hexenprozesse liefen nach dem Schema: Wer leugnete, eine Hexe zu sein, wurde gefoltert. Wenn die Frau unter der Folter zugab, eine Hexe zu sein, wurde sie verbrannt. Wenn sie nicht gestand, dann wurde sie auch verbrannt. Denn die Folter könne nur bestehen, wer im Bund mit dem Teufel stehe.

WER HAT DIE VERANTWORTUNG?

Die schlimmsten Verbrechen in der Weltgeschichte geschehen nicht durch Einzelne als Einzelne, sondern immer in Gemeinschaft. Oft mit dem gleichen Trick. Verantwortung und Ausführung werden getrennt. Wer die Ermordung befiehlt, braucht sie nicht auszuführen, wer sie ausführt, braucht dafür keine Verantwortung zu übernehmen. Anonymisierung und Verantwortungslosigkeit sind die Fundamente aller Diktaturen. Sie nehmen dem Einzelnen die Verantwortung und damit seine Freiheit und letztlich sein Menschsein ab. Ich bleibe aber (auch im christlichen) Gehorsam immer für meine Taten verantwortlich. Wir müssen überaus wachsam sein, wenn uns jemand unsere Verantwortung abnehmen will. Das mag gut gemeint sein, ist aber stets (lebens)gefährlich.

Ich muss wissen: Ich bin nie ganz ohnmächtig, selbst wenn ich im Gefängnis sitze. Ich kann immer etwas tun, denn es kommt nicht darauf an, wo ich gerade stehe, sondern wohin ich mich bewege. Geht es in einer sich verengenden Spirale abwärts oder tue ich den nächsten Schritt aus der Gefangenschaft heraus? Sobald ich den ersten Schritt tue, wachsen Hoffnung, Zuversicht und Kraft in mir.

Lassen Sie sich nicht tiefer und tiefer in Unfreiheit verstricken, sondern tun Sie den nächsten, Ihnen möglichen Schritt dagegen. Achten Sie auch auf Ihre Sprache. Sagen Sie nicht „man“, wenn Sie „ich“ meinen. Ich habe gemerkt, wie das mein Reden und Denken tatsächlich verändert hat.

WAS IST WAHRHEIT?

Der Böse ist ein Lügner von Anbeginn. Er beginnt mit ganz subtilen Verdrehungen. Bis heute gültig ist das in dem Dialog zwischen Eva und der Schlange im Paradies geschildert (Gen 3). Das Böse sät Misstrauen. Es lässt uns daran zweifeln, dass wir überhaupt die Wahrheit erkennen können. Typische Redeweisen: „Jeder hat seine Sicht. Alles ist relativ. Du siehst das so. Ich sehe das anders. Niemand besitzt die ganze Wahrheit. Man muss tolerant sein. Ich muss meinem Gewissen folgen.“

All das sind richtige Sätze, und doch kann sich darin auf teuflische Weise eine Verdrehung der Wahrheit vollziehen. Das Verzweifeln an der Wahrheit ist eine sehr moderne Erscheinung und in der gegenwärtigen Situation meiner Meinung nach weiter verbreitet und gefährlicher als die Verzweiflung an der Freiheit. Wenn ich mir die Wahrheit als etwas Allgemeines, Überpersönliches vorstelle, wenn sie keinen Anspruch mehr an mich als Person hat, sondern nur „objektiv“ ist, dann wird es gefährlich. So gefährlich wie beim Gespräch zwischen Jesus und Pilatus (Joh 18,37f). Pilatus fragt Jesus im Verhör: *Was ist Wahrheit?* Die Antwort darauf ist schwerwiegend. Und schon war Jesus zum Tode verurteilt und Pilatus wusch sich die Hände in Unschuld. Das ist eine Folge davon, wenn man an der Wahrheitsfähigkeit des Menschen (ver)zweifelt.

Ich will damit nicht behaupten, dass ich „im Besitz“ der Wahrheit bin. Nein, der Wahrheit kann ich mich immer nur unterstellen. Ich kann ihr nur zu dienen versuchen. Die Wahrheit ist immer größer als ich. Das aber bedeutet nicht, dass ich keine Wahrheit erkennen und keine Wahrheit aussprechen und formulieren könnte. Auch wenn ich die Wahrheit nie ganz erfasse.

Ich kenne dazu kaum eine bessere Geschichte als die Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern. Alle sind darin verstrickt und lügen aus Angst und Konvention. Nur ein Kind ruft: „Der Kaiser ist ja nackt.“ Es sagt die Wahrheit. So also können wir das Lügengespinnt zerreißen und werden wieder wie die Kinder in ihrem unverstellten Verhältnis zur Wahrheit: Wir sprechen die Wahrheit vor uns selbst und vor anderen aus. Aussprechen befreit. Das immer in mir kreisende Problem kommt heraus aus mir, wenn ich es ausspreche. Aussprechen distanziert. Ich kann das Problem dann anschauen und anders damit umgehen. Für den Einzelnen kann dieses Aussprechen in geistlicher Begleitung und Beichte geschehen. Gemeinsam stellen wir uns der Wahrheit und ihrem Anspruch, gegen alle Zweifel und alles moderne Misstrauen der Wahrheitsfähigkeit des Menschen gegenüber.

DER BETRUG DES BÖSEN

Der Böse verhält sich wie ein Feldherr, der immer auf die schwachen Seiten seines Gegners zielt. Wichtig ist, dass ich darauf achte, wie bei mir Stärke und Schwäche zusammenhängen. Sie sind wie zwei Seiten einer Medaille. Gerade meine starken Seiten sind unter Umständen meine stärkste Versuchung. Meine Stärken machen oft die anderen schwach, gehen ihnen auf den Wecker oder wirken bedrohlich, wenn ich sie richtig mächtig ausführe und ausspiele. Andererseits können meine schwachen Seiten auch meine Stärken sein. Wenn jemand ein Choleriker ist, dann empfindet er und oft auch seine Mitmenschen es als Schwäche, dass er so leicht wütend wird. Andererseits kann es aber auch gerade gut sein, dass er in seinem Zorn einmal jemandem die Wahrheit sagt und Grenzen setzt, bei dem es sonst keiner wagt. Ich sollte darüber nachdenken, wo die schwachen

Seiten meiner Stärken sind und welche starken Seiten meine Schwächen haben. So kann ich wacher und ausgesöhnter mir selbst gegenüber sein. Eine andere Methode des Bösen ist, dass es meine Eigenschaften bis ins Extrem übertreibt. Der Böse macht den sensiblen Menschen zur Mimose oder zum Skrupulanten; positive Toleranz führt er in gefährliche Gleichgültigkeit.

Großzügige Menschen macht er zu Chaoten. Gefährlich ist, dass es sich oft um gute Eigenschaften handelt, die aber übertrieben und verbogen werden. Und dass es dabei nicht nur um harmlose Dinge geht, zeigt der Extremismus in Politik und Religion. Hoher Idealismus und Bereitschaft zur Hingabe wird unter der Hand zur Bereitschaft zu Terrorismus und brutaler Gewalt. Letztlich führt dieser Hang zu Übertreibung immer in die Selbstzerstörung, und findet damit auch ihr Ende; aber wie oft erst nach unendlichem Leid.

Fragen Sie sich in der Stille: Wo neige ich zu Übertreibungen? Wo bin ich aus dem Gleichgewicht? Hier gilt es, wieder in die Mitte zu finden.

GOTT IST DIE WAHRHEIT

Entscheidend ist, dass wir auf dem Hintergrund dieser negativen Kriterien die positiven Kennzeichen des Weges Gottes erkennen: Gott führt immer in größere Freiheit, nicht in Enge und Ausweglosigkeit. Gott führt immer tiefer in die Wahrheit, nicht in Schlaueit, Taktieren und Selbstbetrug. Unehrllichkeit, Schönfärberei und Kritikalosigkeit sind nicht Wege Gottes. Gottes Weg führt ins Konkrete und nicht ins Nebulöse, er führt uns in die Wirklichkeit hinein und nicht hinaus. So wie Gottes Wort in Jesus Fleisch wird und sich festnageln ließ am Kreuz, so führt er uns in die Entscheidung und Bindung, und damit in die Freiheit und Wahrheit.

© GCL Augsburg



Thomas Gertler SJ ist katholischer Theologe und derzeit für die Gemeinschaft Christlichen Lebens in Augsburg tätig.

AUF DIE PERSPEKTIVE KOMMT ES AN!

WAS HEISST: DENN DEIN IST DAS REICH UND
DIE KRAFT UND DIE HERRLICHKEIT IN EWIGKEIT

Wir alle, die wir diese menschlich gesehen so ausweglose Zeit durchleben, tragen die Sehnsucht nach einem göttlichen Zeichen in uns. Wir schauen bewegten Herzens danach aus, ob irgendwo ein greifbarer Sinn sichtbar würde, in dem sich doch noch – allem Augenschein zum Trotz – die Spur eines göttlichen Weltregimentes zeigte. Wie sehen uns, irgendeinem Menschen zu begegnen, in dem die Gegenwart des sonst so unsichtbaren Gottes spürbar wäre; wir suchen nach irgendeinem plausiblen Gedanken, der uns helfen könnte, das Rätsel unseres Weltgeschehens doch noch zu deuten und im Licht der Ewigkeit zu verstehen. So warten wir alle auf ein hoffnungsvolles Zeichen für die Zukunft, an dem sich ablesen ließe, dass dennoch eine große Gnade über der Welt steht.

So beten wir denn das Vaterunser zu Ende in der heimlichen Hoffnung, dass sich ein solches Zeichen, ein Grund zeigen möchte, der uns beweist,

dass dieses betende Reden nicht ins Leere hinein geschieht, und dass wir also nicht vergeblich um das Kommen des Reiches Gottes, um das tägliche Brot, um die Bewahrung vor der Versuchung und die Vergebung unserer Schuld bitten.

NICHT VON DIESER WELT

Und nun, am Schluss des Vaterunser, wird solch ein entscheidender Grund genannt, der allem vorher Erbetenen erst seinen Sinn gibt, da kommt auf einmal das Wörtchen „denn“, das alles Vorangegangene begründet: *Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit*. Damit ist doch offenbar dies gesagt: Eben darum, weil dieses Reich in Kraft ist und weil du der Herr darin bist, darum hast du die Macht, uns zu hören. Darum bist du auch barmherzig, uns unser tägliches Brot zu geben und die Schuld zu erlassen. Gottlob – so denken wir wohl bei diesen Satzen des



Vaterunsers –, dass wir diesen Grund haben, auf dem wir als Beter stehen dürfen: den Grund, dass Gott das Reich gehört und die Kraft und die Herrlichkeit.

Aber ist es denn wirklich ein Grund? Sagt Jesus nicht selbst: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Und sagt er das nicht ausgerechnet im kritischsten Augenblick seiner Erdengeschichte, nämlich vor Pontius Pilatus? In einem Augenblick also, wo das Reich Gottes alle Gelegenheit hätte, im Konkurrenzkampf mit den irdischen Mächten seine göttliche Überlegenheit zu beweisen? Wenn aber dieses Reich ausgerechnet in einem solchen Augenblick betonen muss, dass es „nicht von dieser Welt ist“ und dass es gegenüber den sichtbar-brutalen Diesseitsmächten als „außer Konkurrenz“ gelten will, ja um Gotteswillen: wie sollen wir es denn da überhaupt noch sehen?

Zergeht es uns nicht wieder zwischen den Händen, und hängt dann das Gebet des Herrn nicht doch wieder in der Luft? Kommt also auch hier nicht wieder alles auf ein unkontrollierbares „Jenseits“ heraus?

Mit dieser bedrängenden Frage stehen wir in einer Front mit den biblischen Menschen. Es ist ja gar nicht so, dass erst wir heute an diesen Fragen herumknackten und durch sie angefochten wären. Auch die Menschen um Jesus selbst sind von dieser Frage gequält. Auch sie kommen mit der leidenschaftlichen Anfrage zu Jesus: „Wann kommt das Reich Gottes und wo ist es? Bitte gib uns konkrete, handfeste Tatsachen, wie das unter Männern üblich ist, die sich auf Tod und Leben zusammenschließen wollen. Was wir von jedem Geschäftsmann, jedem reellen Vertragspartner verlangen, verlangen wir auch von dir, Jesus von Nazareth. ... Wo ist denn dein Reich, wann kommt es?“ Jesus antwortet darauf sehr merkwürdig und sicher zunächst nicht zufriedenstellend: *Man wird nicht sagen: Siehe hier, siehe da ist dieses Reich.* Warum antwortet er wohl gerade so? Will er etwa der peinlichen Zudringlichkeit jener Frage aus dem Weg gehen? Aber dann fährt er plötzlich fort: *Das Reich Gottes ist mitten unter euch! und das bedeutet doch: Das Reich Gottes ist da, wo ich bin.*

SEHEN, OHNE ZU SEHEN

Was mögen die Leute für ein Gesicht gemacht

haben, als er das sagte?! Die einen werden im Herzen geantwortet haben: Nun ja, ich sehe nichts „in unserer Mitte“, höchstens einen Mann, der in rätselhafter Weise Menschen an sich zu binden vermag und der zweifellos auf einige von ihnen einen guten und befreienden Einfluss besitzt. ...

Dieser Typ Menschen, die nichts sehen, bildet den ständigen Begleiter Jesu und seiner Gemeinde. Er ist auch unter uns. Es handelt sich dabei um Leute, die in der Kirche gewisse religiöse Kräfte am Werke sehen oder auch gewisse soziale Gesetze der Gemeinschaftsbildung und gewisse geschichtliche Wirkungsweisen, die von diesem merkwürdigen Phänomen namens „christliche Kirche“ ausgegangen sind. Aber sie sehen nichts von der Realität eines Reiches Gottes. Auch Pontius Pilatus, der die Persönlichkeitswerte Jesu durchaus anerkannte, und die römischen Kaiser, die eine gewisse Ahnung von der gefährlichen Macht christlicher Gemeinschaftsbildung hatten, besaßen keinen Dunst von der Wirklichkeit dieses Gottesreiches, das in Jesus angebrochen war. Sonst hätten sie nicht verurteilt und hingerichtet, sondern angebetet.

Was soll also schon Jesu Wort bedeuten: Das Reich Gottes ist da, wo ich bin? Wer ist denn dieser „Ich“ schon?! Sie schütteln die Köpfe. Der Weg der Gemeinde Jesu ist von diesem Kopfschütteln begleitet und wird es auch bleiben bis an den Jüngsten Tag. Und oft genug sind es menschlich gesehen nicht die Schlechtesten, die diese Geste des Unverstehens vollziehen.

GOTTESERKENNTNIS

Aber daneben stehen nun die anderen: Die horchen auf, als Jesus sagt: *Das Reich Gottes ist mitten unter euch*, so gewiss ich eben mitten unter euch stehe. Diese andern haben vielleicht auch gemeint: Wenn man von einem Reiche redet, dann muss man auch klar umrissene Machtpositionen vorzeigen, dann muss man sich legitimieren können, dann muss man in der eindeutigen Weise sagen können: Siehe, hier, und siehe, da ist es. Aber nun werden sie doch stutzig. Man sieht zwar nichts, was man filmen könnte; aber was könnte dahinter stehen? Wer ist denn dieser Jesus, und was tut er, dass er sein eigenes Sein und Tun mit der Gegenwart des Reiches Gottes so unbegreiflich zusammensieht? Sie sehen, wie er nicht nur erkrankte Körper

heilt, sondern wie er auch die Gewissen befreit. Sie sehen, wie alle Menschen ganz anders von ihm weggehen, als sie kurz vorher noch zu ihm gekommen sind. Sie sehen, wie er die Menschen nicht etwa auffordert, sich in hochgeistige Sphären hinaufzuschrauben oder komplizierte Andachtsübungen und überweltliche Entziehungskuren zu machen, damit sie Gott sehen könnten, sondern sie müssen voll Staunen den umgekehrten Prozess beobachten: dass nämlich Jesus sich herabneigt zu den Niedrigen und Armen und dass er immer an den untersten Orten der Welt zu finden ist. Offenbar will er mit alledem demonstrieren, dass auch sein Vater von dieser Art ist. Und in der Tat: der sandte seinen Sohn ja durch die Hintertüren der Welt, nämlich durch den Stall von Bethlehem, der schickte ihn in die Finsternis über dem Erdreich und ließ ihn die tiefsten Stationen menschlichen Leidens und Sterbens durchwandern. Wenn man Gott sehen will, darf man deshalb nicht die Augen in die Wolken erheben, sondern man muss herunterblicken. Gott ist immer in der Tiefe.

SELBSTERKENNTNIS

Und indem sie nun durch all dieses für sie so Ungeübte zum mindesten stutzig werden und sich plötzlich außerstande sehen, sich einfach auf dem Absatz umzudrehen, erkennen sie noch mehr: Dass sie unter seinen überweltlichen Augen auf einmal selber Menschen werden, die merken, wie sehr ihnen etwas fehlt, wie sehr sie Menschen sind, die einen dem Tode verfallenen Körper haben, und die dringend jemanden brauchen, der stärker ist als das Todesschicksal; wie sehr sie Menschen sind, die ein belastetes Gewissen haben, und die dringend jemanden brauchen, der die Ketten ihrer Schuld bricht; wie sehr sie Menschen sind, die voller Sorgen und banger Fragen an die Zukunft denken, sich nach einem König sehnen, der unsere Zeit (und eben damit auch die Ungewissheit der zukünftigen Zeit) in seinen Händen hält. Und indem sie so unter seinen Augen zu Hungernden und Dürstenden, da merken sie auf einmal, dass er das alles zu geben vermag und sogar selber ist: der Weg zum Vater und der Friede des Herzens, die Kraft, die den Tod überwindet, und die Liebe, die allem Leben einen neuen Anfang schenkt. Hier merken sie, dass das Reich Gottes wirklich in ihm angebrochen ist, und dass schon keimhaft die Anfänge dessen in ihm liegen und hervorzubrechen beginnen,

was Gott dereinst an seinem Tage in herrlicher Erfüllung schenken wird, an seinem Tage, wo er alles in allem sein wird, und die alten Weltzustände zerbrechen und ein neuer Himmel und eine neue Erde aus der Waberlohe dieser Untergänge emporsteigen werden.

EINE FRAGE DER PERSPEKTIVE

Ich sage: Nur so erkennen sie das Reich Gottes, dass sie den Herrn Christus erkennen und in ihm wieder sich selbst. Daher kommt es, dass man das Geheimnis des Reiches Gottes nicht als unbeteiligter Zuschauer erkennen kann, sondern nur von innen, indem man sich hineinbegibt, dass man also unter die Augen Jesu tritt. Im Reiche Gottes ist nämlich alles eine Angelegenheit der Perspektive, dass heißt, es kommt entscheidend darauf an, wo man steht. Steht man am falschen Ort sieht man nichts, und umgekehrt: hat man den richtigen Fleck unter den Füßen, dann können Kinder und Toren und die Verachteten der Welt die großen Geheimnisse des Gottesreiches erblicken. Deshalb ist ja auch Pontius Pilatus nicht dahintergekommen, wer der Herr ist. Darum hatte er nur ein spöttisches und vielleicht auch ein schmerzliches Lächeln, als Jesus sagte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Weil er nicht „unter“ den Augen Jesu stand – als einer, der sich von ihm vergeben ließ und bereit war, „Herr“ zu ihm zu sagen –, darum hatte er kein Augenmaß für die Reich-Gottes-Verhältnisse, darum musste er sie messen an seinen politischen Maßstäben, musste das Reich Gottes mit dem römischen Imperium vergleichen und sah deshalb nichts.

Aber die Dirnen, die unter Jesu Augen wieder zurechtgekommen waren, die geistlich Armen, die er getröstet hatte, und die Kinder, denen er die Hände auf das Haupt legte: die hatten Geheimnisse über Geheimnisse von ihm zu berichten. Und die waren bereit, alles zu verkaufen, um die eine köstliche Perle zu besitzen. ...

So verstehen wir, warum Jesus immer wieder vom Geheimnis des Gottesreiches spricht: Den Weisen und Klugen dieser Welt sei es verborgen, aber den Kindern und Tumben, denen, die ihn lieben, werde es offenbar. So spricht er von der verborgenen Perle, vom Schatz, der im Acker vergraben ist, und von einem heimlichen und unbemerkten Wachsen des Reiches. Es kommt eben alles auf den Standort an, an dem man sich befindet.

ENDE GUT, ALLES GUT?

Der Schlussvers des Vaterunsers ist also ein Lob Gottes, in das wir schließlich alle einmal ausbrechen müssen, wenn uns die Güte Gottes überwältigt, jene Güte, die über unser Bitten und Verstehen zu geben und zu erfüllen vermag. Die Offenbarung lehrt uns den tiefsten Sinn dieses Lobpreises verstehen: Genauso, wie der Beter am Ende seiner Bitten und tausendfältigen Erhörungen nicht anders kann, als in das Lob Gottes auszubrechen, so klingt auch am Ende der Geschichte der ewige Lobgesang der Engel und der vollendeten Gerechten. Das Reich Gottes ist der Ort der ewigen Liturgie. Es ist der Raum des unaufhörlichen Gotteslobs. Von diesem Blick auf das Ende aller Wege Gottes gewinnt die Gemeinde ihre heimliche Kraft und den Trost inmitten der Anfechtungen, die ihr das kurze Interim der noch laufenden Geschichte beschert. Die Gemeinde Jesu ist eine Schar von solchen, die ihre Häupter erheben, weil das Alte vergangen ist, und weil sie von der anderen Seite etwas kommen spüren.

Wie real diese Schau der Geschichte in unser Leben eingreift wird deutlich an dem sehr merkwürdigen Bericht der Apostelgeschichte, als Paulus und Silas, nach einer schweren Züchtigung ins Gefängnis geworfen, um Mitternacht Gott loben und preisen (vgl. Apg 16,25).

Was ist das Geheimnis jenes mitternächtlichen Lobes, das Paulus ausgerechnet in der Dunkelhaft seines Gefängnisses anstimmt? Er lobt Gott, statt zu jammern oder auch statt die Zähne aufeinander zu beißen. Warum?

Gott loben heißt, die Dinge von ihrem Ende her sehen, sie von den großen Zielen und Erfüllungen Gottes her betrachten. Darum kann Paulus um Mitternacht singen, obwohl ihm so bang zumute ist. Darum muss er sogar singen, denn er weiß: Wenn er in all den physischen und inneren Qualen es einfach wagt, Gott zu loben – allem Augenschein und seinem Verstande und seinen Nerven zum Trotz –, dann wird dieses Ende der Wege Gottes vor seine Seele treten, und dann wird mitten in dem feuchten Loch das Reich Gottes um ihn sein.

Helmut Thielicke, 1908-1986, wirkte als evangelischer Theologe u.a. in Tübingen und Hamburg. Die Reden, aus denen obenstehender Text entnommen wurde, wurden 1944/45 u.a. während der Bombennächte in Stuttgarter Gottesdiensten gehalten.

PROBIEREN SIE ES AUS!

Wer von uns gar nicht mehr aus noch ein weiß, der soll einmal alles Hadern und vielleicht sogar alles Bitten einen Augenblick lassen und soll getrost einmal loben, damit er sich auf dies Ende der Wege Gottes einspielt, wo die ewige Liturgie in den Himmel erklingt. Nichts verändert uns so – und gerade in den dunkelsten Augenblicken unseres Lebens – wie das Lob Gottes.

Einen Menschen kann man nur loben, wenn man gesehen hat, was er leistet. Gott muss man loben, um zu sehen, was er leistet. Darum sollen wir ihn gerade in den ausweglosesten Augenblicken unseres Lebens loben. Dann lernen wir auch für unser Leben den Ausweg sehen, einfach deshalb, weil Gott am Ende aller Wege steht.

So beginnt das Gebet des Herrn mit dem lobenden Anruf des Vaters, der „im Himmel“ ist, und es schließt mit dem Lobe dessen, dem das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit zu eigen sind. So ist denn alles, was wir bitten und erleben, eingeschlossen und umgeben von dem Lobe Gottes. Nur wer diesen Raum des Lobes betritt, kann auch das Bitten recht lernen. Denn er bittet dann nicht mehr unter dem Druck des Augenblicks und aus der Kurzsichtigkeit momentaner Bedrängnis heraus, sondern er bittet im Lichte der Ewigkeit, er bittet vom Ende der Wege Gottes her und bekommt so den richtigen Sinn für die Proportionen des Reiches Gottes und für das, was wirklich groß und wirklich klein ist.

Er spricht den Hymnus des Lobes: Von Gott, durch Gott und zu Gott sind alle Dinge! Und er hört nicht auf, zu bitten:

Ewigkeit, in die Zeit / leuchte hell hinein, / dass uns werde klein das Kleine / und das Große groß erscheine!

Das Größte aber ist der Vater, den wir in Jesus ergreifen dürfen. Und das Kleinste ist mein eigenes Ich, von dem ich in Jesus gerade loskomme. Das alles lehrt uns dieses Gebet, das die Welt umspannt.

Aus: Das Gebet, das die Welt umspannt, 1953, Quell-Verlag Stuttgart, S. 161-173



≡ Haus der Stille, Weitenhagen bei Greifswald

Information und Anmeldung: Haus der Stille,

Hauptstraße 94, 17498 Weitenhagen/Greifswald; **Tel:** 03834-80330; **Fax:** 03834-80331

E-Mail: anmeldung-hds@weitenhagen.de oder kaissling@ojc.de. Wegen Ermäßigung bitte anfragen

■ OJC – Seelsorgekurs Herbst 2017 22.-24.9./20.-22.10./17.-19.11.

Heilwerden in Gottes Gegenwart

WAS: I. Last des Erbes, Last des Lebens

Seminar an drei Wochenenden

II. Wer vergibt, heilt auch sich selbst

III. In der Heilung bleiben

■ OJC – Seelsorgekurs Frühjahr 2018 26.-28.1./16.-18.2./16.-18.3.

Wie der Mensch zum Menschen wird

WAS: I. Der Mensch im Aufbruch

Seminar an drei Wochenenden

II. In Beziehung leben

III. Geistlich reifen

WER: Laien, Mitarbeiter in Gemeinden, Haus- und Gesprächskreisen und helfenden und beratenden Berufen

WIE: Neben der Vermittlung von Grundkenntnissen über psychologische und soziale Zusammenhänge werden die Teilnehmer dazu angeregt, im Licht des Wortes Gottes in eine aktive Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Lebensgeschichte zu kommen.

Referenten: Maria Kaißling, Rudolf M.J. Böhm und Team. **Übernachtung/Verpflegung:** 90 €, **Seminar:** 40 € (je pro WE).

Die drei Wochenenden bilden eine Einheit und können nur als Ganzes belegt werden!

■ Bibel & Meer – mit M. Kaißling und R. Havemann 31. Juli-6. August 2017

Sommerfreizeit

WAS: Eine Woche gemeinsam Urlaub machen, morgens ein knackiger biblischer Impuls, danach der Tag zur freien Gestaltung, gemeinsames Abendprogramm, Angebot für Gespräche

WER: Paare, Singles, Familien mit Kindern (Kinderbetreuung ab 4 Jahre während der bibl. Impulse.)

Team: Maria Kaißling, Rebekka Havemann (OJC Greifswald), Luise und Michael Wacker (Weitenhagen), Gerlind Reschke.

Übernachtung/Verpflegung: 300 €, **Seminar:** 90 €

■ Männerseminar – mit R.M.J. Böhm und D. Schneider 2.-5. November 2017

Hier stehe ich, ich kann auch anders

WAS: Ein Seminar mit Impulsen, Gesprächen. Begegnungen und gemeinsamen Aktionen, die helfen, das eigene Potenzial zu entdecken und Beziehung bewusst zu gestalten.

Referenten: Rudolf M.J. Böhm, Daniel Schneider und Team. **Übernachtung/Verpflegung:** 150 €, **Seminar:** 45 €

■ Wir erleben den Jahreswechsel – mit OJC-Team 29.12.2017-1.1.2018

Silvesterfreizeit

WAS: Wir laden Sie ein, gemeinsam mit uns das Jahr 2017 zu verabschieden und 2018 willkommen zu heißen! Es wird sowohl Zeiten persönlicher Stille, Jahresrückblick und geistliche Impulse als auch festliches Essen, fröhliches Feiern und Spielen in großer Runde geben.

WER: Ehepaare, Singles und Familien mit Kindern sind gleichermaßen herzlich willkommen!

Referenten: OJC-Team, Luise und Michael Wacker (Weitenhagen). **Übernachtung/Verpflegung:** 150 € (Einzelpersonen); 240 € (Ehepaare) **Seminar:** 45 € / 90 €. Kinder bis 3 Jahre frei, bis 16 Jahre 50 % Nachlass

≡ Haus der Hoffnung, Greifswald

Information und Anmeldung: Daniel Schneider, Burgstraße 30, 17489 Greifswald
E-Mail: daniel.schneider@ojc.de; **Tel:** 03834/504092

■ OJC - Männer-Bierbrau-Seminar an zwei Wochenenden 13.-15. Oktober 2017

Maß halten - der Weg des Bieres - der Weg des Mannes

WAS: Das Seminar über Bier, Gott und die Welt des Mannes - bisher nur in Reichelsheim, nun auch in Greifswald

Team: Konstantin Mascher, Rudolf M. J. Böhm, Daniel Schneider

Kosten für beide WE: Seminargebühr: 140 €; Verpflegung: 60 €. Übernachtungsmöglichkeiten auf Anfrage

≡ Christustreff Marburg

Information und Anmeldung: Christus-Treff Marburg e.V., Steinweg 12, 35037 Marburg,
www.christus-treff-marburg.de; **Tel:** 06421-6447

■ Tagung mit Signa und Conlee Bodishbaugh 27. April-1. Mai 2017

Heilwerden in Gottes Gegenwart. Identität in Christus

Unter Mitwirkung von OJC-Mitarbeitern **Übersetzung:** Manfred Schmidt; **Musik:** Guido Baltes & Band

WER: Sowohl Personen, die für sich selbst Hilfe und Veränderung suchen, als auch für ehrenamtlich oder hauptamtlich in Seelsorge oder therapeutischer Begleitung tätige Menschen.

WAS: Die Inhalte basieren auf dem christlich-jüdischen Menschenbild und sind nicht konfessionell gebunden.

WIE: Vorträge im Plenum, die von Lobpreiszeiten sowie der Möglichkeit, persönliches Gebet in Anspruch zu nehmen, eingerahmt sind. Da die Vorträge inhaltlich aufeinander aufbauen, ist nur die Teilnahme an der ganzen Tagung möglich.

Kosten: Tagungspreis (ohne Unterbringung): 244€ (mit Verpflegung); 174 € (ohne Verpflegung)

≡ OJC Reichelsheim

Information und Anmeldung: www.ojc.de/tdo oder Gerd Epting, Tel.: 06164-9308219

■ Tag der Offensive 25. Mai 2017

SOLA! statt So lala ...

WAS: Ein Tag voller Anregungen zum Hören und Bekennen, Entdecken und Staunen, Bewegen und Begegnen.

WO: Reichenberghalle, Konrad-Adenauer-Allee 1, 64385 Reichelsheim

WANN: 9.30 Uhr Begrüßung, 10.00 Uhr Gottesdienst mit Pfr. Gernot Spies, Generalsekretär SMD Deutschland, 12.00 Uhr Mittagessen und Kaffee, 14.30 Uhr Workshops, 17.00 Uhr gemeinsamer Abschluss

WER: Ehepaare, Familien, Singles. Alle, die die OJC zum ersten Mal oder erneut besuchen wollen.

WEITERE INFOS: zu den Workshops und dem Kinderprogramm: www.ojc.de/tdo



Du, Herr, hast selbst in Händen die ganze weite Welt,
kannst Menschenherzen wenden, wie dir es wohlgefällt;
so gib doch deine Gnad zu Fried und Liebesbanden,
verknüpf in allen Landen, was sich getrennet hat.

Paul Gerhardt